

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1916-1917)

Artikel: Die Siedlung Ebnat-Kappel im Toggenburg
Autor: Völke, Arnold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092385>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Siedelung Ebnat-Kappel im Toggenburg.

Ein Beitrag zur Heimatkunde von ARNOLD VÖLKE, Reallehrer.
Mit 1 Karte, 5 Tafeln, 16 Skizzen und einer Klimatabelle.

Einleitung.

Nur Beiträge zur Heimatkunde von Ebnat-Kappel, nicht eine nach allen Seiten vollständig abgeschlossene geographische Abhandlung dieser Siedelung, sollen nachfolgende Ausführungen enthalten.

Ebnat besitzt in der Schrift des verstorbenen Herrn Dekan Seifert „Geschichte der evangelischen Kirche und Gemeinde Ebnat“, eine treffliche Beschreibung seiner politischen Entwicklung. Auch das Industriegeschichtliche ist darin in weitgehendstem Masse berücksichtigt worden. Wenn ich daher nun etwas über die petrographisch-geologischen, klimatologischen und siedelungsgeschichtlichen Verhältnisse unserer Gemeinde sprechen möchte, so ist das als eine Ergänzung zur Seifertschen Schrift in geographischem Sinne gedacht.

Rings umgeben und eingebettet zwischen grünen, tannenbekränzten Bergen liegt auf der rechten Seite der Thur das stattliche Doppeldorf Ebnat-Kappel. Kappel ein typisches Haufendorf, Ebnat ein ebenso ausgesprochenes Längsdorf. Wie eng die gegenseitigen Beziehungen im Verkehr, im Vereinsleben, zum Teil auch im Schulwesen (Sekundarschule) sind, so sind sie doch politisch vollständig getrennt. Beide bilden selbständige Gemeinden des Bezirks Toggenburg.

„In Form eines Parallelogramms, das seine Flügel bis auf die beidseitigen Berghöhen ausbreitet, zieht sich das Gelände der Gemeinde Ebnat quer durch das von der Thur durchströmte Haupttal.

Südöstlich scheidet sie der vom Speer herkommende Steinenbach und südlich der felsige Ausläufer der Abschlagen vom Gebiet der Gemeinde Kappel. Weiter grenzt sie südwestlich an Rieden, westlich an Gomiswald und Wattwil, nördlich und nordöstlich ebenfalls an letztere Gemeinde, östlich aber an Hemberg und wieder an Kappel. Vier von den Berghöhen der Thur zueilende Bäche bilden die natürlichen Grenzen: auf dem rechten Ufer der Thur talaufwärts der Gieselbach, auf dem linken der Steinenbach, talabwärts auf dem rechten Thurufer der Hochwartbach, auf dem linken der Schmiedhaus- oder Scheftenauerbach. Umschlossen vom Gebiet der Gemeinde Ebnat liegt auf dem rechten Ufer der Thur gegen Wattwil hin das Dorf Kappel“.

Nach dieser allgemeinen Beschreibung der Gemeinde, die ich Seiferts Schrift entnommen habe, möchte ich dazu übergehen, die petrographisch-geologischen und die klimatologischen Erscheinungen und am Schlusse die Siedelungsverhältnisse zu behandeln.

I. Petrographisch-geologischer Bau des Talbodens und der Gehänge.

Wenn wir von Wildhaus dem Lauf der Thur folgen und unterhalb Starkenbach die Klus verlassen, so scheint uns das Gelände plötzlich unruhiger zu werden. Es will uns bedünken, als ob das Landschaftsbild, das uns hier vor Augen tritt, kein bleibendes sein könne oder doch wenigstens noch nicht lange so gewesen sei. Alle Hänge scheinen uns in Bewegung; sie machen den Eindruck, als könnten sie jederzeit eine andere Gestalt annehmen. Wir sind eben aus den ältern ruhigen Kreideformationen in die jüngern und jüngsten geologischen Bildungen des Tertiärs und Quartärs gekommen. Goggeien und Schindlenberg gehören noch der Kreide, Speer und Stockberg bereits der Molasse an. Unter Molasse verstehen wir jene tertiären Bildungen des Oligocäns und Miocäns, die in der Nagelfluh, dem Sandstein und den Mergeln ihre Hauptvertreter haben. Ursprünglich gebrauchten die Welschen den Namen Molasse¹ (Weichstein) für einen leicht verwitternden Sandstein, später ist dann diese Bezeichnung verallgemeinert worden. Die Molassegesteine, Breccien

¹) Molare = mahlen, molard = Schleifer, moilon = Quaderstein, Schleifstein, molette = Wetzstein.

und Conglomerate, sind abgelagerte Trümmergesteine, die durch irgend ein Bindemittel, Kiesel-, Kalk- oder Mergelcement, miteinander verbunden sind. Nach Escher von der Linth ist die Nagelfluh auf gleiche Weise wie gegenwärtige Kies- oder Geröllablagerungen entstanden, also durch Erosion, Verwitterung und Verkittung. Da unsere bunte Nagelfluh neben Kalk auch Granit-, Porphyr- und Serpenteröle aufweist, nimmt Studer am vordern Rand der Kalkalpen ein solches Gebirge an, aus dessen Trümmern unsere Molasse entstanden sein soll. Das grobe Rollgestein hätte demnach die Veranlassung zur Nagelfluhbildung gegeben, während die feinen, zu Schlamm und Sand zerriebenen Teile den Sandstein und Mergel bedingt hätten (Studer, Geologie der Schweiz, II. Band, Seiten 387—389). Nach diesem Akt müsste dann die vorgelagerte Alpenkette durch irgend eine Katastrophe zerspalten und gesunken sein, so dass die dahinter liegenden Kalkalpen dem Ansturm der Wellen preisgegeben, durch ihre Rollsteine die Kalknagelfluh gebildet hätten (wie er in Degersheim unter dem Namen Degersheimer Granit gebrochen wird). Am Schluss der Tertiärperiode hätte dann die gleiche Kraft, die die Faltung der Alpen zustande brachte, auch eine Faltung der vorgelagerten Molasse bewirkt.¹ Dass die beiden Faltungen gleichzeitig stattgefunden haben, beweist die Stellung der Schichten zueinander. Bis gegen Kappel fallen sie gegen Süden ein, stehen dann sogar senkrecht, um bald in nordfallende Schichten überzugehen, und bei Bütschwil und Ganterswil nehmen sie eine vollkommen horizontale Lage ein. Die Schichten des obern und untern Toggenburgs sind also voneinander geneigt. Diese antiklimale Stellung zeigt sich nicht nur im Toggenburg; sie kann durch das ganze Molassegebiet des Mittellandes beobachtet werden. Die Antiklinalachse zieht sich von St. Margrethen über Trogen-Hundwil-Waldstatt-Hemberg-Uznach-Luzern bis an den Thunersee. Nachdem dann am Ende der Tertiärzeit die Alpen und die Molasse in ähnlicher Form dagestanden wie heute, erlitten sie in der Quartärzeit noch ihre letzten Veränderungen. Fast nirgends liegt die Molasse nackt da, überall ist sie mit Kies, Geröll, Sand und Lehm bedeckt. Diese Materialien nennt man das Diluvium und Alluvium. Es ist durch Erosions- und Anschwemmungsarbeit der Flüsse und durch Moränenbildung der Gletscher entstanden.

¹) Heim Albert, Geologie der Schweiz, I. und II. Band 1916. Die Resultate der neuern Untersuchungen sind im II. Band, Seite 185 und ff. enthalten.

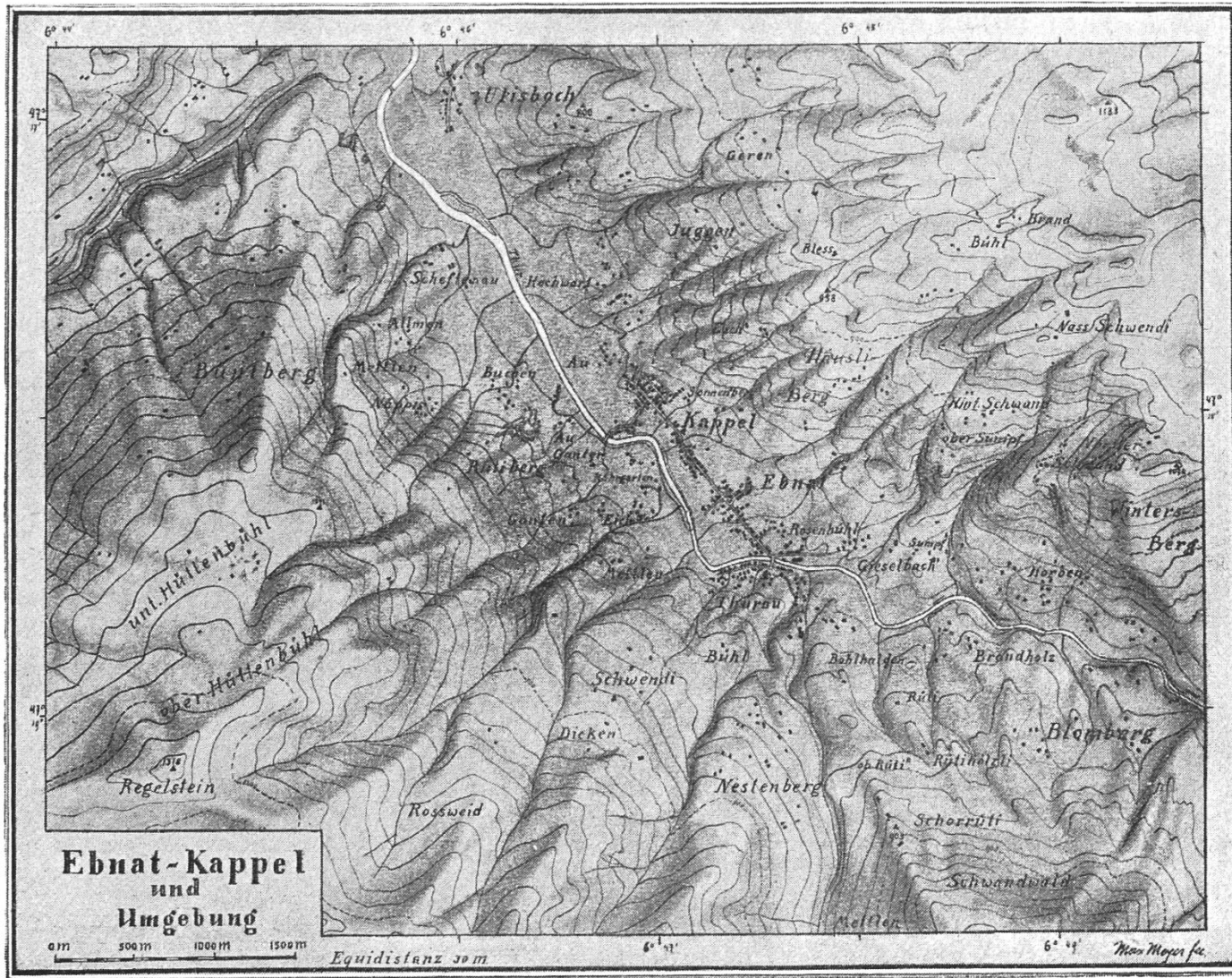
Die jüngsten geologischen Bildungen haben wir in Sturzgebieten, Schutthalden und Flussalluvionen, die ganz planmässig an einer Zerstörung des jetzigen Landschaftsbildes arbeiten.

Nach diesem allgemeinen geologischen Ueberblick wollen wir auf die speziellen Verhältnisse in unserem Untersuchungsgebiet eintreten.

Nagelfluh, Sandstein und Mergel sind als Vertreter des Tertiärs bei uns also die ältesten Gebilde. Je nach der Grösse der Gemengteile, der Festigkeit des Bindemittels und dem Alter treten sie in verschiedenen Härtegraden auf (bunte und Kalk-Nagelfluh).

Nagelfluh, im allgemeinen eine solide Verkittung abgerundeter Rollsteine von Nuss- bis Kopfgrösse, besteht vorwiegend aus Kalksteinen und heisst dann Kalknagelfluh; doch ist sie oft mit Granit- und Porphyrgeröllen vermischt, weshalb sie vielfarbig und bunt erscheint. Das Bindemittel in unserem Gebiet ist meist Mergelcement, weshalb sie leicht verwittert und sich als Baustein nicht gut eignet. In der ganzen Gemeinde wird sie darum auch nirgends gebrochen. Talaufwärts, bei Krummenau, ist die Verkittung viel solider, und auch weiter unten bei Lichtensteig ist sie bedeutend widerstandsfähiger.

Zwischen diesen Nagelfluhbänken finden wir in dünnern und dickeren Schichten Sandsteine abgelagert. Die oberste dieser Sandsteinrippen bildet den Rosenbühl. Vom obern Häusliberg herunterkommend, wo die Schichten fast senkrecht aufgerichtet sind, fallen sie in südlicher Richtung gegen die Thur ein, erscheinen Schattenthalb wieder; zuerst sanft gegen Süden ansteigend (am Bühl) gehen sie bei der Schwendi nach und nach wieder in senkrechte Lage über und lassen sich gut bis zum Stangenbort verfolgen. Es ist ein Kalksandstein, Appenzellertypus, von grauer bis gelbgrauer Farbe. Seine feinkörnigen Gemengteile bestehen aus Quarz-, Kalk- und Dolomitkörnern, Glimmer, Granat, Glaukonit, Radiolarit, Quarzit und Feldspäten. Wegen seiner feinen Gemengteile, die in einer Grösse von 0,5—1,3 mm sich zeigen und wegen seines festen Bindemittels Calcit, ist die Verkittung sehr vollkommen und lückenlos, und der Stein ist von grösster Druckfestigkeit. Deshalb wird er auch in verschiedenen Brüchen ausgebeutet. Der Rosenbühlbruch ist seit 1864 in Betrieb und liefert jetzt eine jährliche Ausbeute von etwa 2500 m³. Wegen seiner hohen Druckfestigkeit, 1522 kg auf den cm³ normal zum Lager in lufttrockenem Zustand, und wegen seiner Frost- und Wetterbeständigkeit



eignet er sich vorzüglich für Wasser- und Tunnelbauten. Er fand Verwendung beim Wasserfluchtunnel der B. T. B., bei der Thurbrücke in Lichtensteig, bei der Thurkorrektion Wattwil-Lichtensteig, am Strassenbau Ebnat-Schmidberg. Daneben wird er stets gebraucht für Quader- und Wührsteine, Deckplatten und Treppenstufen. Die Mächtigkeit der Nutzschrift beträgt zirka 8 m. Im Handel ist er unter dem Namen Rosenbühlsandstein bekannt. Schattenhalb wird er auch in der Schwendi gebrochen. Hier sind seine Gemengteile noch feiner und die Druckfestigkeit erreicht 1632 kg (vgl. Ragazer 1146 kg, Ulisbacher 447 kg). Endlich wird die gleiche Qualität noch im Stangen ausgebeutet.

Die zweite rippenartige Erhebung, ebenfalls vom Häusliberg herunterkommend, zieht sich durch das eigentliche „Ebnet“ nach dem Schafbüchel (Schopfbühl), geht beim Schwarzen Steg durch die Thur und hat ihre Fortsetzung längs des Mettlenbaches gegen Unterbächen. Petrographisch stimmt dieses Gesteinsmaterial mit dem Rosenbühlsandstein fast überein, wenn auch die Druckfestigkeit etwas geringer ist, 1263 kg auf den cm^3 . Gesteine wurden früher am Schafbüchel gebrochen, und es mag noch erwähnt werden, dass damals in den untern Schichten, in einer Höhe von zirka 631 m, verschiedene Pflanzenabdrücke in Handgrösse gefunden worden sind. Auch Kohlensubstanz wurde in ganz kleinen Quantitäten zu Tage gefördert. Die obern Schichten zeigen weder pflanzliche noch tierische Versteinerungen aus früheren Zeiten. Ausser dem Schafbüchel wird die gleiche Rippe noch im Tobelbruch verwertet.

Gehen wir weiter der Thur nach abwärts, so erweitert sich die Talsohle; die Hänge und mit ihnen die Nagelfluh und die Sandsteinfelsen treten weiter zurück. Auf der linken Talseite bemerken wir im Buchen nochmals mächtige Sandsteinstufen. Dieser Bruch wurde bei dem Bau des Rickentunnels eröffnet, wird aber nicht mehr fortgesetzt, da allzugrosse Mergelzwischenlagen die Ausbeutung erschweren und verteuern. Gehen wir noch weiter hinab, so gelangen wir in die Uebergangszone des harten Kalksandsteins in den weichen Granitsandstein (linde Sandstein), wie wir ihn in Ulisbach und Lochweidli haben. Er ist bläulich, kommt in grosser Mächtigkeit vor und wird trotz seiner geringen Druckfestigkeit (Schefftenauer 519, Ulisbacher 447 kg per cm^3) viel als Baustein verwendet, da er sich sehr leicht bearbeiten lässt.

Als dritte Molassebildung endlich sind die Mergel anzusprechen. Sie finden sich überall zwischen Sandsteinbänken eingelagert und sind von blau-grauer Farbe. Bis jetzt fanden sie noch keine Verwendung.

Was für einen Einfluss hatte nun die Beschaffenheit unserer Molasse auf die quartäre Talbildung? Diese mag folgendermassen vor sich gegangen sein. Nachdem sich die Thur mühsam durch die feste Nagelfluh bei Krummenau, dann durch den harten Kalksandstein des Rosenbühls und Schafbüchels und durch die lockere Nagelfluh und den weichen Granitsandstein unterhalb Kappel durchgearbeitet hatte, tönte ihr bei Lichtensteig plötzlich ein kräftiges Halt entgegen. Die dortige harte Kalknagelfluh verunmöglichte ihr vorläufig eine rasche Erosion. Auf diese Weise kam es zu einer grossartigen Stauung, die sich wahrscheinlich von Loretto bis zum Rosenbühl ausdehnte. Das ganze dazwischen liegende Gebiet war damals also ein Seebecken. Steter Tropfen höhlt den Stein. Die lockere Nagelfluh und der weiche Sandstein wurden mit der Zeit ausgewaschen, ihre Bestandteile wurden als Kies, Sand und Lehm weiter unten wieder abgesetzt, während der harte Kalksandstein des Rosenbühls und Schafbüchels im Grossen und Ganzen widerstehen konnte. Deshalb fallen bis zum Schwarzen Steg die seitlichen Hänge direkt in die Thur ein, während sich weiter unten das Tal öffnet. Die Felsrippen, welche sich auch hier einmal quer durchgezogen haben, sind alle wegen des weichen Materials ausgewaschen worden.

Während das Wasser einerseits Sand wegnahm, brachten all die Bäche, die sich in dieses Seebecken ergossen, wieder Material als Flussgeschiebe in Form von Kies, Sand und Lehm mit und bedeckten die Molasse mit dem Alluvium (Anschwemmung). An Hand dieser Bildung können wir feststellen, welches die Höhe des einstigen Seebodens war. Auf den ersten Blick könnte man versucht sein, die heutige Talsohle als den Seegrund zu bezeichnen. Wenn wir aber das Material der links und rechts des Talbodens sich in einer Höhe von zirka 15—20 m erhebenden Terrassen untersuchen, müssen wir auch dieses als im See abgelagertes Schwemmmaterial anerkennen. Der Seespiegel dürfte sich also in einer Höhe von ungefähr 647 m ü. M. befunden haben, rund 16 m über dem heutigen Talgrund. Nachdem sich das Wasser bei Lichtensteig einen Abfluss erzwungen hatte, was nicht etwa katastrophal, sondern ganz allmählich vor sich gegangen, wurde der Seeboden nach und nach trocken gelegt. Jetzt

begann von neuem die Arbeit der Thur, die sich serpentinenartig in das weiche Material eingrub und die heutige unterste Talsohle auswusch. Nicht nur die Thur, auch all die Seitenbäche hatten daran ihre Arbeit. Ueberall da, wo solche herunterkommen, buchtet sich die Talsohle aus und gibt so für Ansiedlungen wind- und wettergeschützte Plätze (vgl. Hochwart, Eich, Mettlen).

Unter einer 20—30 cm tiefen Humusschicht treffen wir in der Talsohle überall ohne Unterschied auf Kies, Sand oder Lehm. Im obern Seebecken, im Hof, finden wir hauptsächlich Lehm; am Schafbüchel wurde früher äusserst feines Sandmaterial ausgebeutet, während in der Gill und in der Au wieder Lehm vorwiegt; unterhalb Kappel beginnen die grossen Kieslager.

Die Seitenbäche haben sich alle, fast ohne Ausnahme, tiefe schluchtenartige Bette geschaffen. Einzig der Steinenbach hat eine eigentliche Talbildung, das Steintal zustande gebracht. Da sie mit den Nagelfluh- und Sandsteinschichten parallel laufen, boten vorhandene Rinnen und Risse günstige Angriffsstellen. Lange, schmale Waldstreifen verraten schon von weitem den Verlauf einer solchen Schlucht. Die Bäche von Sonnenhalb sind bedeutend kleiner und harmloserer Natur als die von Schattenhalb, was einerseits der geringeren Höhe der Berge, also einem kleinern Einzugsgebiet, andererseits aber jedenfalls auch in hohem Grade der grösseren Verdunstung auf der der intensiveren Sonnenbestrahlung ausgesetzten Seite zuzuschreiben ist. Dass in früherer Zeit noch viele andere kleine Gewässer ins Tal herunterflossen, beweisen die zahlreichen toten Tälchen, die den Hang in der Horizontale äusserst coupiert erscheinen lassen. Besonders Sonnenhalb fällt diese Längscoupiierung auf. Bei den früheren grossen Waldbeständen war eben auch diese Seite für Bachbildungen günstiger, da die Verdunstung damals noch nicht so stark war. Wo diese toten Tälchen sich zwischen zwei Sandsteinrippen muldenartig erweitern, bieten sie für Ansiedlungen windgeschützte Plätze, die auch fast überall ausgenutzt wurden.

Die unruhige, wellenförmige Bewegung des Geländes ist Felsstürzen und Erdrutschungen zuzuschreiben. Dafür sprechen auch die bei Drainierungen in geringer Tiefe vielfach vorgefundenen, horizontal liegenden Baumstämme. Ein kleines Wässerchen, das die Mergelschichten durchfeuchtet und widerstandslos macht, genügt, um einen Erdrutsch zu verursachen. Die Kühbodenmulde ist wohl das gross-

artigste Rutschgebiet in unserer Gemeinde. Oberhalb Dicken, am Stangenbort finden auch jetzt noch alljährlich kleine Erdschlipfe statt, die sogar die Dickenerstrasse gefährden können. Auch die Mulde unter den obern Bächen ist typisches Sturzgebiet. Die grossen Sandstein- und Nagelfluhblöcke, die da und dort aus den schönsten Wiesen isoliert hervorragen, zeigen auch die fortwährende Ablösung und Beweglichkeit von Gesteinsklötzen der härteren Krustenmaterialien, während die grossen Kreide-Kalkblöcke ihre Heimat, den Alpstein, nicht verleugnen können und wahrscheinlich während der grossen Gletscherzeit zu uns herunter transportiert worden sind.

Die Geländegestaltung ist hier also noch keineswegs zu einem Abschluss gelangt, fortwährend arbeiten Erosion, Verwitterung, Abspülung und Absturz an einer Neugestaltung und machen den Untergrund für Ansiedelungen da und dort unsicher.

II. Klimatische Verhältnisse.

Die Bedingungen des Klimas für Ebnet sind im grossen und ganzen die gleichen, wie die der übrigen Hochtäler der Schweiz am Nordabhang der Alpen. Wie wir aber nie zwei Menschen finden mit vollständig gleichen Gesichtszügen, so werden wir auch schwerlich zwei Orte treffen, die in klimatischer Beziehung vollständig übereinstimmen. Ja, in einer Gemeinde wie der unserigen dürfen wir fast behaupten, dass jede Ansiedelung ihr eigenartiges Klima habe (die Siedelungsverhältnisse werden uns hierüber noch Aufschluss geben). Die folgenden Betrachtungen, insbesondere die angegebenen Zahlenwerte, gelten nur für die Station und das Dorf Ebnet.

Die wichtigsten klimatischen Faktoren sind unbestreitbar die Temperatur- und die Niederschlagsverhältnisse. Aber auch die Winde, die relative Feuchtigkeit und die Bewölkung tragen wesentlich zum Gesamtcharakter bei; deshalb mögen alle klimatischen Faktoren berücksichtigt werden. Zur Deutung der klimatischen Verhältnisse haben wir die zehnjährige Beobachtungsperiode 1905—1914 gewählt und die Resultate in einer Tabelle zusammengestellt, auf die wir an dieser Stelle hinweisen möchten (Seite 41).

1. Die Temperatur.

Die Temperatur eines Ortes ist hauptsächlich abhängig von der geographischen Breite und der absoluten Seehöhe. Die geographische

Breite von Ebnat (Beobachtungsstation) ist $47^{\circ} 16'$, die Höhe 649 m. Wenn wir an Hand dieser zwei Zahlen die mittlere Jahrestemperatur berechnen wollten, so ergäbe sich $7,8^{\circ}$. Nun spielen aber noch andere Erscheinungen mit. Es kommen hauptsächlich in Betracht: die Bodengestaltung, der Verlauf des Tales, die Nähe grosser Gewässer, die Lage zur Sonne, das Vorhandensein von bedeutenden Erhebungen und endlich die Verteilung und Stärke der Winde. Der Verlauf der Talsohle bei Ebnat ist von SO nach NW. Stehende Gewässer sind nicht vorhanden, und der Einfluss der Thur macht sich nur unmittelbar an ihren Ufern, hauptsächlich in der Au und der Gill, bemerkbar (Thurnebel). Von grösserer Bedeutung hingegen sind die Lage zur Sonne, die umgebenden Berge und im Zusammenhang damit die Winde. Auf allen Seiten wird das Tal von ansehnlichen Erhebungen begrenzt. Im Osten sind der Stockberg (1784 m) und der Säntis (2504 m); im Südosten schliesst die Schwand mit 1103 m das Tal ab. Im Süden türmt sich als Talsperre der höchste Nagelfluhberg der Schweiz, der Speer (1954 m) auf. (Sein Name ist jedenfalls von „sperrern“ abzuleiten, wofür die geläufige Aussprache „spärr“ spricht. Die andere Ableitung von „Speer“ (Waffe) wäre seiner Form nach auch denkbar. Unwahrscheinlicher klingt die von „petra“, Stein.) Ihm schliessen sich westwärts der Tanzboden mit 1446 m, der Regelstein mit 1318 m und die Kreuzegg an. Im Norden und Nordosten steigt das Gelände ziemlich schnell zur Höhe des Häuslibergs (1100 m) empor. Ebnat liegt somit in einem fast kesselartigen Gelände, das nur von NW nach SO enge Zugangsstellung besitzt. Diese umgebenden Berge schliessen nun aber nicht etwa jede Luftströmung vollständig ab; desgleichen werden die Sonnenstrahlen von ihnen nicht ins Tal geworfen, um dort während des Tages eine übermässige Hitze zu verursachen. Die glückliche Stellung der Berge zueinander und zum Haupttal ermöglichen eine fortwährende Ventilation. Die Höhen Tanzboden, Regelstein und Kreuzegg stellen sich sämtlich mit ihrer Breitseite schief gegen das Tal; sie schieben sich kulissenartig hintereinander; dadurch bleiben der Luft eine Menge von Stromwegen offen.

Auch in Bezug auf die Sonnenbestrahlung sind diese Lage und die morphologische Gestaltung von grösster Bedeutung. Die Sonne sendet somit nicht nur während ihres höchsten Standes die heissen Strahlen ins Tal, wodurch dann grosse Temperaturdifferenzen zwischen

Morgen und Mittag zustande kämen, sondern sie lacht uns schon am frühen Morgen durch die Lücken der Berggipfel auf der Ostseite entgegen und am Abend verweilt sie noch lange in dem vertieften Kulissenraum zwischen Regelstein und Kreuzegg.

Der nahe Speer hat insofern einen Einfluss auf die Temperatur, als es dort schon früh im Herbst zu Schneefällen kommt, was eine bedeutende Abkühlung der Atmosphäre zur Folge hat. Wenn wir nun noch hinzufügen, dass der vorherrschende Wind von Westen her weht, so dürften die Haupteinflüsse für die Temperaturverhältnisse gegeben sein.

Nur die Jahresmittel anzugeben würde nicht genügen; erst wenn wir die Verteilung der Wärmemenge auf die verschiedenen Monate und Jahreszeiten kennen, bekommen wir einen richtigen Einblick in die Temperaturverhältnisse. „Die normale Wärmemenge eines Monats wird aus dem Ergebnis der gleichmässig verteilten Tagestemperatur ermittelt und letztere stützt sich auf die drei Terminbeobachtungen von 7^h morgens, 1^h mittags und 9^h abends (bez. M. E. Z. = 7^{1/2}h, 1^{1/2}h und 9^{1/2}h). Die Morgen- und Mittagstemperatur wird je einmal, die Abendtemperatur hingegen doppelt gezählt und das Resultat durch 4 dividiert, nach der im Jahre 1885 von der eidg. meteorolog. Kommission angenommenen Formel $n = \frac{1}{4} (7^h + 1^h + 2 \cdot 9^h)$ ¹ oder nach M. E. Z. $n = \frac{1}{4} (7^{1/2}h + 1^{1/2}h + 2 \cdot 9^{1/2}h)$ “.

Die nachfolgenden Zahlen sind, wie schon früher erwähnt, die gefundenen Mittelwerte aus den Beobachtungen von den Jahren 1905—1914, sofern keine besondern Bemerkungen dabei stehen.

Dez.	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Jahresmittel	Schwankungen zwischen Januar- u. Juli-Temperatur
-0,2	-3,2	-1,1	2,6	6,3	11,1	14,3	15,7	15,3	11,7	7,7	2,5	6,8	18,9° C
-1,5 Winter			6,6 Frühling			15,1 Sommer			7,3 Herbst				

Wir sehen also, dass das Jahresmittel um 1° kleiner ist als es nach den Berechnungen aus der geographischen Lage und Höhe ü. M. sein müsste. Dieser Wärmeverlust wird wohl der überaus

¹) Dr. Rüetschi, Witterungsgeschichtliches und Klimatologisches von St. Gallen.

grossen Niederschlagsmenge und der Nähe des Alpsteingebirges zuzuschreiben sein. Wenn Dr. Wagner im Jahre 1877 schrieb, dass die mittlere Jahrestemperatur die Gradziffer 7° R überschreite, ohne in der Regel 8° zu erreichen (bezieht sich auf das ganze Obertoggenburg), so müsste eine bedeutende Wärmeabnahme stattgefunden haben. Jedenfalls aber erstrecken sich jene Beobachtungen nur auf wenige Jahre; denn es scheint doch fast unmöglich, dass ein Wärmeverlust von $2-3^{\circ}$ C eingetreten sei. Auch das 37jährige Mittel (1864—1900) ergibt die Zahl $6,8^{\circ}$ C.

Der kälteste Monat ist der Januar mit $-3,2^{\circ}$, der wärmste der Juli mit $15,7^{\circ}$. Auch St. Gallen weist diese beiden Monate als Vertreter der Extreme ($-2,1^{\circ} + 16,5^{\circ}$) auf. Der April kommt dem Jahresmittel am nächsten. Für den Landmann ist es von Wichtigkeit, dass die Wärme erst so recht im Juni und Juli einsetzt. Ein warmer Mai will ihm nicht recht gefallen. „Gibts Bremen (Bremsen) im Maien, so müssen sie im Brachmonat ersaufen. Kühler Mai bringt allerlei“.

Die mittlere Jahresschwankung beträgt $18,9^{\circ}$ C. Der Einfluss des Kontinents ist schon deutlich bemerkbar; immerhin geniessen wir auch noch die Vorzüge eines ozeanischen Klimas. Die niedrigste Temperatur innerhalb dieser zehn Jahre fällt auf den 2. Januar 1905 $-24,6^{\circ}$ C, die höchste auf den 4. Juli des gleichen Jahres $+31,8^{\circ}$. Die absolute Temperaturschwankung ist also $56,4^{\circ}$ (St. Gallen $55,9^{\circ}$). Das Mittel der Monatsextreme beträgt $-18,9$ und $+29,1$, also eine mittlere Schwankung von 48° (St. Gallen 43). Im Januar 1830, in jenem Jahre, da der Bodensee zugefroren ist, soll die Temperatur auf -25° C gesunken sein.

Temperaturstürze sind bei uns nicht selten. Besonders Fremde, die von mildern Gegenden kommen, haben anfangs etwas darunter zu leiden. Kann es doch vorkommen, dass das Thermometer in 6 Stunden von 0 auf $+18^{\circ}$ steigen und wieder fallen kann.

Steigen wir von Ebnat gegen Dicken und Tanzboden, so werden wir zweifellos tiefere Durchschnittszahlen finden. Hingegen kann es im Winter oft vorkommen, dass wir, je höher wir steigen, in umso wärmere Schichten hineinkommen. „Während nämlich bei ruhiger Wetterlage im Winter sich die Kälte im Tale unten festsetzt, werden die höheren Gebiete von einem absteigenden warmen Luftstrom getroffen, der nicht in die kalten, stagnierenden Luftmassen der Täler

einzudringen vermag. Statt einer Temperaturabnahme tritt daher nicht selten die Temperaturumkehr ein¹. Die Bedingung für diese Temperaturumkehr, Ruhe der Luft, ist allerdings bei uns, wie wir sehen werden, nicht oft erfüllt. Immerhin bemerken wir hie und da die Anzeichen einer solchen Temperaturumkehr im Anschwellen der Bäche bei grosser Kälte im Tale unten. Besonders der Steinenbach verrät uns oft die Temperatur in der Höhe. Auch der Skifahrer erlebt manchmal eine unangenehme Enttäuschung, wenn er hoffnungsfroh hinaufzieht mit seinen Schneeschuhen, um die Kälte recht zu geniessen. Er merkt, dass es wärmer wird, schreibt aber diese Temperaturzunahme nur zu gerne seinem schnellen Gehen zu. Erst wenn er sich zur Abfahrt rüstet, sieht er ein, dass er besser getan hätte, unten zu bleiben.

2. Niederschlag.

Unterziehen wir die Niederschlagsverhältnisse unserer Landschaft einer genauen Betrachtung, so werden wir schnell herausfinden, welch grosse Rolle dabei die Täler und Berge spielen: Verzeichnet doch der grösste Teil des Mittellandes einen jährlichen Durchschnitt von 90—120 cm Niederschlag. Der westliche Jura weist bereits bis 160 cm auf. In den Alpen, im Gotthardgebirge, wird die Zahl von 200 cm beträchtlich überschritten. Von Westen her kommen die wasserdampfgesättigten Winde, und wo sich ihrem Zuge ein Gebirgsstock entgegenstellt, werden sie aufgehalten. Die feuchtwarme Luft wird gezwungen, aufzusteigen. In der Höhe aber kühlt sie sich rasch ab, wodurch eine Kondensation des Wasserdampfes verursacht wird. Die Ausscheidung der feinen Wassertröpfchen hält an, bis schliesslich die Niederschlagsbildung einsetzt.

Ueberall in der ganzen Schweiz finden wir das Maximum der Niederschläge im Sommerhalbjahr. Am Nordabhang der Alpen sind es gewöhnlich die Monate Juni-August, die den stärksten Niederschlag aufweisen, während am Südfuss der Alpen der Herbst sehr nass ist.

Für unsere Station gestalten sich die Niederschlagsverhältnisse folgendermassen:

Dez.	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Jahr
128	133	88	140	142	163	201	199	200	140	93	125	1752
349 mm Winter			445 mm Frühling			600 mm Sommer			358 mm Herbst			mm

¹) Billwiller, Klima der Schweiz (aus Atlas der Schweiz).

Wir sehen, dass auch die drei Sommermonate die grösste Regenmenge aufweisen. Es ist geradezu auffallend, wie gleichmässig sie die Summe von 600 mm Niederschlag unter sich teilen. Herbst und Winter halten sich fast die Wage mit 358 gegen 349 mm. Ein nasser Frühling, besonders ein nasser April, verspricht dem Bauern ein fruchtbringendes Jahr. Er sagt: „April kalt und nass, füllt Scheune und Fass. Dürerer April ist nicht des Bauern Will’“.

Vergleichen wir die obenstehenden Durchschnittszahlen mit denen von St. Gallen, so sehen wir sofort den Einfluss, den bei uns der Säntis mit seinen Ausläufern Stockberg und Schindlenberg ausübt, da ja sonst die Niederschlagsbedingungen fast dieselben sind.

St. Gallen: Winter 194, Frühling 326, Sommer 493, Herbst 314, Jahr **1327** mm.¹

St. Gallen liegt eben im Verhältnis zu uns im Regenschatten der Toggenburgerberge und der Einfluss der stark kondensierenden, kühleren Gebirgslandschaften macht sich weniger bemerkbar. Schon Wildhaus, das freier und offener liegt als Ebnet, weist nur noch die Zahl 1500 mm auf, Altstätten im vollständigen Regenschatten der Säntisberglandschaft bloss 1200 mm.

„Unter Niederschlagshäufigkeit verstehen wir die mittlere Zahl der Niederschlagstage, wobei die Niederschlagsmenge eines Tages mindestens 0,3 mm sein muss“. In dieser Beziehung nun gestalten sich die Verhältnisse für Ebnet wieder etwas günstiger. Wir zählen nur 162 solcher Tage, gegenüber St. Gallen mit 167. Die Niederschläge in unserm Gebiete müssen also eine grössere Intensität erreichen, was eben der raschen und starken Abkühlung der feuchten Luft, verursacht durch die Berge, zuzuschreiben ist, weshalb es im vorgelegenen Talkessel zu einem Niederschlagszentrum kommen muss.

Die Verteilung der Niederschlagstage auf die Monate ist folgende:

Dez.	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Jahr
13	11	10	15	14	17	16	16	15	12	10	13	162
34 Winter			46 Frühling			47 Sommer			35 Herbst			

Eigentümlich muss es uns berühren, dass der „Wonnemonat Mai“ die höchste Zahl erreicht, während sein Nachbar April, der

¹⁾ Nach der Tabelle von Dr. Rüetschi: Klima von St. Gallen 1864—1913.

und 130 Regentagen. In dieses Jahr fällt auch jene Trockenperiode, die mit geringen Unterbrechungen von Anfang Juli bis Ende August dauerte. Da alle Bäche ein grosses Gefälle aufweisen, kommt es trotz der hohen Niederschlagssumme zu keiner Stagnation des Wassers, besonders seit die Thur zwischen Wattwil und Lichtensteig korrigiert worden ist. Hingegen hat die Regenfülle einen wohltätigen, reinigenden Einfluss auf die Luft.

3. Feuchtigkeit.

Auch die Feuchtigkeit kommt bei Beurteilung des Klimas in Betracht, indem wir bei verhältnismässig trockener Luft die Kälte viel leichter ertragen als bei feuchter. („D'Chälte hocket i d'Kleider“.) „Unter *relativer Feuchtigkeit* verstehen wir das Verhältnis des in der Luft befindlichen Wasserdampfes zu dem bei der herrschenden Temperatur möglichen, wobei dieser letztere mit 100 bezeichnet wird.“¹ Bei niedrigerer Temperatur ist natürlich die Luft schneller gesättigt (100 %) als bei hoher. Die mittlere Feuchtigkeit beträgt bei uns 80 %.

Dez.	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug	Sept.	Okt.	Nov.	Jahr
85	87,5	83	83	77,5	73	74	74	76	80	83	84	80
85			78			75			82			
Winter			Frühling			Sommer			Herbst			

Auf den Winter fällt die grösste relative Feuchtigkeit. Wenn wir diese Tabelle mit der Temperaturtabelle vergleichen, könnten wir fast versucht sein, den Satz aufzustellen, dass *die relative Feuchtigkeit mit wachsender Temperatur proportional abnimmt*.

Mit St. Gallen verglichen ist unsere Luft durchschnittlich um 3 % feuchter. Starke Schwankungen im Feuchtigkeitsgehalt wirken auf den Menschen sehr unangenehm. Bei fast gesättigter Luft hat man im Sommer das Gefühl der Schwüle, da unser Körper an die Aussenluft kein Wasser mehr abgeben kann. Aber auch zu trockene Luft empfinden wir unangenehm. Minima von 25 % (April 1914) können vorübergehend durch den Föhn verursacht werden.

4. Bewölkung.

Das Gemütsleben des Menschen ist sicher stark abhängig von der Bewölkung. Ein blauer, lachender Himmel muss uns doch wohl

¹) Dr. Rüetschi, Klima von St. Gallen.

heiterer und freudiger stimmen, als die grauen, treibenden Wolken. Deshalb sind die Bewohner des Nordfusses der Alpen ernster und ruhiger als die Südländer; deshalb treffen wir auf den sonnigen Bergen die fröhlichen, jodelnden Hirten und Sennen und im Nebel der Grosstädte so viele schwermütige Leute. Aber auch auf die Temperatur hat die Bewölkung einen grossen Einfluss. Sie kann nämlich einerseits die Einstrahlung verhindern, anderseits aber auch die Ausstrahlung verlangsamten. Wenn im Sommer und Winter klare Tage eine höhere Wärmemenge bringen, so erzeugen umgekehrt helle Sommer- und Winternächte (Glanz) eine grössere Wärmeabnahme als die getrübe Atmosphäre, eben infolge der erleichterten Ausstrahlung.

Für die *Bestimmung der Bewölkung* nehmen wir eine Skala von 0—10 Grad an, wobei 0 ganz klar, 10 ganz bedeckt bedeutet. Trübe Tage sind solche, deren mittlere Bewölkung 8 Grad oder mehr als 8 Grad aufweist (≥ 8). Als hell gelten Tage mit nicht mehr als 2 Grad oder weniger als 2 Grad (≤ 2).

Als mittlere Jahresbewölkung ergibt sich 6 Grad. Durchschnittlich sind also jeden Tag $\frac{2}{3}$ des Himmels bedeckt. Der „berühmte“ Samstag macht ja bekanntlich immer ein freundliches Gesicht.

Dez.	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Jahr
6,4	6,1	6	6	6,1	6,2	5,9	5,5	5,1	5,7	5,9	6,7	6
6,2 Winter			6,1 Frühling			5,5 Sommer			6,1 Herbst			

Die Sommermonate haben trotz ihrer hohen Niederschlagszahl die leichteste Bewölkung. Als Ergänzung dieser Liste folge noch eine Angabe der hellen und trüben Tage.

Monate	Dez.	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Jahr
hell . . .	4	6	4	5	5	4	4	6	7	5	5	3	58
trüb . . .	14	13	10	10	11	10	8	9	8	11	10	11	125

St. Gallen zählt 67 heitere und 158 trübe Tage. Wir haben demnach 9 heitere Tage weniger als jene, dafür werden wir durch 33 weniger trübe Tage entschädigt. An 181 Tagen ist also bei uns die Bewölkung zwischen 2 und 8 Grad.

Nebeltage haben wir nur 16, St. Gallen 50. Das kommt daher, weil die Herbstnebel, die um Mitte Oktober auftreten und das ganze Mittelland in ein düsteres Grau hüllen, oft nicht bis zu uns hinauf reichen. Noch günstiger gestalten sich die Verhältnisse für Dicken und Häusliberg. Die Grenze des Tiefennebels (legend Nebel) liegt gewöhnlich unterhalb Dicken. Dem Touristen, der sich durch das trübe Wetter nicht abhalten lässt, in die Höhe zu steigen, bieten sich oft die wunderbarsten Schauspiele. Ein grosses, graues Meer, aus dem da und dort Bergspitzen inselartig emporragen, tut sich vor seinen Blicken auf.

5. Die Winde.

Endlich wollen wir noch auf die Winde zu sprechen kommen. Sie sind in erster Linie abhängig von der Verteilung des Luftdruckes über Europa, werden aber stark durch lokale Verhältnisse beeinflusst. Die schon erwähnte, eigenartige Stellung der Berge lässt fortwährend Luftbewegungen entstehen, so dass selten vollständige Luftruhe herrscht. Am häufigsten spüren wir den *Westwind*. Er macht 39% aller Winde aus und bringt uns den Regen. Durch die Rickenlücke bläst er herein (Rickeloft), durchsaust das Tal, bis ihm am Säntis Widerstand geboten wird, deshalb muss es dann zu Niederschlägen kommen. Der *Föhn*, mit 12% vertreten, bringt uns zwar meist schönes Wetter, will uns aber doch nicht recht gefallen, weil eben bei seinem Nachlassen die Bedingungen für Niederschlagsbildung erfüllt sind. Auch der Nord- und Nordwestwind sind nicht selten zu Gäste; beide weisen 11% auf. Der Nordwest ist der richtige, untere Talwind, von Wattwil her kommend. Der Südwest, bekannt als „Dürrwälder“ (mit Dürrwälder bezeichnet man die Leute vom Gaster), 9%, bringt uns auch viel Regen. Der *Ostwind*, „Schöwetterloft“, ist im Winter wegen seiner Kälte oft ein wenig gefürchtet, ebenso der Nordost, „Osserloft“, der vom Bendel her weht.

Bei den Siedlungsverhältnissen werden wir den Windverhältnissen nochmals begegnen, da sie für viele Ansiedelungen ausschlaggebend waren. Besonders in den höheren Lagen schaut der Bauer darauf, sein Haus im Windschutz zu haben, da die Gewalt der bewegten Luft in der Höhe bedeutend grösser ist als im Tale. Es „howaldet“, sagen noch die alten Bergler, wenn der Dürrwälder so grausig durch das Geäst der Tannen saust. Anfragen unter den

Schulkindern haben ergeben, dass im Dorfe Ebnat (Realschule) kein einziges Kind diesen Ausdruck mehr kennt, wohl aber in der Schule auf Dicken, jedenfalls deshalb, weil es im Tal unten nie recht „hohwaldet“. Nicht selten beobachtet man auch lokale Windströmungen, als *Berg- und Talwinde*, die von der ungleichen Erwärmung der Talgehänge herrühren und für die Auffrischung der erstickten Talluft von grosser Bedeutung sind.

Was im allgemeinen die Charakteristik der Jahreszeiten anbetrifft, so führt der Winter allerdings ein ziemlich langes Regiment. Schneetage können oft im Monat Mai eintreten. Hingegen kommt es selten zu einer richtigen, anhaltenden bitteren Kälte. Das Sinken der Thermometersäule unter -16° C ist eine Seltenheit und wird als ausserordentliche Kälte empfunden. Das mittlere Minimum beträgt $-18,9^{\circ}$ C. Wir müssen also damit rechnen, dass jedes Jahr einmal die Temperatur auf $-18,9^{\circ}$ C fallen kann. Ein besonders strenger Winter soll der von 1708—1709 gewesen sein. „Die Kälte nahm noch im vorigen Jahr am 26. Oktober ihren Anfang und währte bis über die Lichtmess. Sie war so ausserordentlich grimmig und heftig, dass viele Leute tot und starr auf den Strassen und sogar in den Betten gefunden wurden. Die Vögel erfroren und fielen tot auf die Erde. Die grössten Tannen und Bäume sind mit entsetzlichem Knallen zersprungen, die fruchtbaren Bäume verdarben, so dass weder Obst noch Wein gewachsen. Noch im folgenden Jahre verspürte man den Schaden, da sich die Bäume fast nicht mehr erholen konnten. (Aus Ambühls „Toggenburger Schauplatz, Manuskript von 1748“.) Um Weihnachten 1798 soll eine solche Kälte geherrscht haben, dass der Abendmahlwein in den Kirchen gefroren sei. Auch der Winter von 1829—30, da der Bodensee zugefroren, war furchtbar streng. 1867 war vom letzten bis zum ersten Schneefall nur ein Unterbruch von 10 Wochen“.

Die grösste Schneemasse fällt gewöhnlich im Februar, während Dezember und Januar uns oft enttäuschen. Besonders in den letzten Jahren ist es hie und da zu grünen Weihnachten gekommen. Der Spruch: „Grüne Weihnachten, weisse Ostern“, hat sich dann aber meist bewährt. Schneehöhen von 7 Fuss, wie das im Januar 1711 der Fall war, wo viele Bauern nicht mehr zum Haus hinaus konnten und der Verkehr längere Zeit stockte (die Skier kannte man eben damals noch nicht), kommen in letzter Zeit auch nicht mehr

vor. 1806 fiel ein Schnee, der in den niedern Berggütern ein Klafter tief „durchs Band“ gewesen. Ebnat könnte durch normale Winter und durch hohen Schneefall entschieden nur gewinnen. Die umliegenden Hänge, die für Skifahrer eine vielversprechende Gelegenheit sind, würden das Gebiet zu einem bedeutenden Wintersportplatz stempeln. Allsonntäglich bringt die Toggenburger-Bahn unzählige „Brettlimannen“ aus dem Unterland, die sich hier in der reinen Winterluft von den Mühsalen der Woche Erholung suchen. Auf Tanzboden und Regelstein spielt sich ein Sportleben ab, das im ganzen Toggenburg seinesgleichen sucht. Skivereine von Winterthur, St. Gallen und Ebnat, sowie einzelne Privatleute, haben sich ältere, verlassene Häuser als Skihütten eingerichtet. Wir treffen solche auf der Stotzweid, auf Stangen, Girlen und Unterbächen. Jedes Jahr veranstaltet der Skiklub Winterthur ein kleines Fest, zu dem unter andern auch die Schuljugend von Dicken, die stets auf Skiern zur Schule geht, eingeladen ist. Auch die schönen Schlittwege von Häusliberg und Dicken ziehen viele Sportsfreunde an.

Da der Winter bis in den April hinein dauert, und es im Mai selbst noch zu Schneefällen kommt, wird der Frühling kaum erkenntlich. Kurz nach dem Verschwinden des letzten Schnees auf Schattenhalb im Monat Mai schießt schon das Gras in üppiger Pracht hervor. Anno 1800 war der Boden im April noch tief gefroren, in 8 Tagen war alles weiss von „Bluest“ und im Mai gab es schon reife Kirschen. Frühe Frühlinge sind schlimm wegen des meist eintretenden Rückschlages. („Besser kein Frühling als zwei“.) 1696 pflanzte man schon im Januar in den Gärten an, im Februar schwärmten schon die Bienen, aber im März erfror wieder alles.

Im Sommer kommt es selten zu andauernd grosser Hitze wegen der beständigen Luftströmungen. Die mittlere Sommertemperatur beträgt nur 15,1° C. Der Monat August gehört noch voll und ganz dem Sommer an. Anfangs September aber bedeckt sich der Speer bereits mit dem ersten Schnee, und wenn dieser auch wieder durch den Föhn vertrieben wird, so hat doch die Herrschaft des Herbstes begonnen; denn durch die sich nun oft wiederholenden Schneefälle wird die Atmosphäre bedeutend abgekühlt. Ein früher Schneefall auf den Bergspitzen soll übrigens einen schönen und langen Herbst versprechen, der allgemein als die schönste Jahreszeit gilt. Eine Luftreinheit ohnegleichen erfreut uns da. Von den schweren, lang

den Einfluss der *östlichen und südlichen Gebirgsverhältnisse*, hauptsächlich aber auch durch die *morphologische Gestaltung der nächsten Umgebung* bedingt wird. Wir geniessen aber die Vorzüge einer stets *frischen, reinen Luft*, verursacht durch die *beständigen Luftströmungen, Berg- und Talwinde* und durch die *zahlreichen Niederschläge*. Nicht umsonst kann Erholungsbedürftigen, die von strenger Arbeit ausruhen wollen, aber das Klima hochalpiner Landschaften nicht zu ertragen vermögen, unsere Gegend empfohlen werden.

III. Siedelungsverhältnisse.

Allgemeines.

Bei vollständigem Mangel an keltischen Ueberresten in unserer Gegend können wir nicht feststellen, ob die Helvetier bereits in das in jener Zeit noch sumpfige und stark bewaldete Thurtal hinaufgestiegen sind.

Die Römer, die sich um Christi Geburt unseres Landes bemächtigten, sind wohl bis an die Grenzen des Toggenburgs vorgedrungen, was wir aus römischen Ortsnamen in unserer Umgebung anzunehmen berechtigt sind. Der untere Teil, die Gegend von Flawil, Uzwil und Henau scheinen sehr wahrscheinlich von ihnen bewohnt gewesen zu sein. Es wurden dort im Jahre 1777 römische Münzen gefunden. Auch das Tal von Starkenbach bis Wildhaus, das vom Rheintal aus bevölkert wurde, weist durch eine Reihe von Ortsnamen auf römische oder rhätoromanische Ansiedlungen hin. Käseruck taucht in den Urkunden bis ins 18. Jahrhundert hinein als Astrakäsern (astra Caesarea) auf; Hiltiols (jetzt Iltios), Selun, Selamatt (sella-Sattel), Goggeien (la cocca = die Kerbe, der Einschnitt) gehören ebenfalls zu dieser Gruppe. Sehr unwahrscheinlich klingt die Ableitung Thur von lt. taurus. „Wegen seiner Wilde und Ungestüme, weil er zuweilen von vielen der anlaufenden Bergwasser so überfüllt und gross wird, dass er ganz ungestüm ausbricht, vieles Land überschwemmt und oft grossen Schaden an den Gütern tut und wie ein wilder, zornwütiger Stier daherbrüllt, ist er überall gefürchtet.“ (Ambühl: Toggenburger Schauplatz.) Der Name Thur dürfte wohl eher keltischen Ursprungs sein (Studer), tura = Fluss, Wasser (vgl. Vitodurum, Turicum = Wasserstadt). Ob uns das vielleicht verleiten darf, doch keltische Ansiedler anzunehmen? Ich glaube kaum; denn weit wichtiger als in ihrem Quellgebiet ist die Thur in ihrem Unterlauf, so dass wohl dieser zuerst seinen Namen bekam, der dann erst später auf den gesamten Fluss übertragen wurde.

Von Nesslau an abwärts verschwinden römische Namen vollständig; an ihre Stelle treten rein alemannische. Das muss uns wohl zur Annahme führen, dass der mittlere Teil des Toggenburgs in den Alemannen seine ersten Bewohner erhalten hat. Als zur Zeit der Völkerwanderung die römische Herrschaft in Helvetien dem Drucke der anstürmenden Germanen weichen musste, überfluteten die Ale-

mannen die Ostschweiz. In ihrem ersten Vordringen mögen sie etwa bis in die Gegend der heutigen Siedelung Wil gekommen sein. Als dann der Frankenkönig Chlodwig in der Schlacht bei Zülpich die Alemannen entscheidend schlug, und die Franken immer weiter gegen Süden und Osten vordrangen, kam das Toggenburg als Teil des Thurgaus unter fränkische Herrschaft. Dieser Umstand scheint für die Besiedelung des Toggenburgs von grosser Wichtigkeit gewesen zu sein. Viele Alemannen, die das fränkische Joch nicht ertragen wollten, verliessen damals freiwillig ihre Heimstätten und wanderten weiter hinauf in die unwirtlichen Alpentäler, und sehr wahrscheinlich ist der mittlere Teil des Toggenburgs erst in dieser Zeit, also zu Anfang des siebenten Jahrhunderts, urbarisiert und bevölkert worden.

Was für ein Aussehen hatte unsere Gegend, als jene ersten Ansiedler ihren Fuss hineinsetzten. Das heute so fruchtbare Schwemmland der Thur war vielfach Sumpf; das Bett des Flusses war noch nicht so ausgeprägt wie jetzt. Verhältnismässig kleine Regengüsse genügten, um die ganze Talsohle unter Wasser zu setzen. Diesen Sümpfen und ihren Bewohnern, dem verschiedenen „Gewürme“ ist vielleicht doch der historische Kern jener Sagen von „Lindwürmen und Drachen“ zuzuschreiben. Die Hänge Sonnenhalb und Schattenhalb waren dicht bewaldet und beherbergten in ihrem Innern wilde Tiere. Von Wiesen und Aeckern sah man noch nichts, das Bauland musste erst durch mühsame Arbeit dem Walde und dem Sumpfe abgerungen werden.

Ansiedler hatten also entweder den Wald auszureuten oder die Sümpfe trocken zu legen. Aus begreiflichen Gründen wählten sie das erstere. Zur Trockenlegung und Sicherung der Talsohle vor neuen Ueberschwemmungen hätte das ganze Gebiet bis nach Lichtensteig hinunter bearbeitet werden müssen. Für einzelne Familien hätte dies eine zu weitgehende Arbeit erfordert. Deshalb wählte man für den Bau von Wohnstätten die beidseitigen Abhänge, die sich unmittelbar über der Thur erheben. Da musste man nur den Wald roden; das gefällte Holz konnte zum Teil als Bauholz verwendet werden, zum Teil wurde es verbrannt. Zahlreiche Ortsnamen weisen noch auf diese Arbeit des Rodens oder des Reutens, Schlagens, Verbrennens und Schwendens hin: Rütiberg, Schwendi, Schwantlen, Stangen, Abschlagen, Brand, Rüti, Stegrüti, Dicken (Dickicht), Stocken¹⁾ (vielleicht auch Stotzweid; die Ableitung von stotzig

¹⁾ Wurzelstöcke ausgraben.

scheint mir nicht wahrscheinlich, weil jene Weid weit davon entfernt ist, stotzig genannt zu werden). Wenn wir auch heute bei uns keine geschlossenen Buchen- und Eichenwälder mehr finden, so weisen doch die Namen Eich, Buchen und Esch darauf hin, dass auch diese Bäume früher einmal Bestände bildeten. Hieher gehören ferner noch Stauden, Studeweg, die beide den Namen von dem Erlengebüsch erhalten haben. Noch in Ambühls „Toggenburger Schau- platz“ von 1748 wird ein Ort Erlen erwähnt, der seiner Beschreibung nach das spätere Stauden sein muss.

Bei der Wahl einer Ansiedelung spielen verschiedene Faktoren mit. In erster Linie ist wohl der Untergrund zu berücksichtigen. Das Haus soll trocken liegen; lehmiger Boden eignet sich nicht gut dafür, da er das Wasser nicht durchlässt. Sand und Kies sind bedeutend günstiger. A priori war also die Talsohle von der Besiedelung ausgeschlossen. Wohl treffen wir dort neben Lehm auch Kies und Sand, aber die Gefahr einer Ueberschwemmung war viel zu gross. Folglich kommen nur die beiden Talgehänge in Betracht. Auf der ersten Terrasse, die sich ungefähr 16 m über der Thur befindet, und fast allerorts sanft ansteigt, sind die Verhältnisse für Kolonien die denkbar günstigsten; als Ueberreste des alten Seebodens treffen wir unter einer 20—30 cm tiefen Humusschicht Kies und Sand, stellenweise auch noch Lehm. Da sich aber diese Terrassen und mit ihnen auch die Lehmschichten sanft der Talbodenrinne zu neigen, findet das Wasser doch einen Abfluss. Nachdem auf dieser Terrasse einmal der Wald ausgereutet war, besass der Bauer ein fruchtbares Stück Land, das sich für Wiesen und Ackerbau in gleicher Weise eignete.

Wenn auch die ersten Ansiedler dem Wasser in der Ebene immer aus dem Wege gingen, so suchten sie es am Hang doch wieder auf. (Das Wasser ist selbst im einfachsten Haushalt unentbehrlich.) An gutem Quellwasser ist gewiss kein Mangel, bei dieser tektonischen Gestaltung der Gehänge; aber noch näher liegender als Quellen waren die kleinen Seitenbäche, die links und rechts von den Höhen der Thur zu eilen, die zwar hie und da den Charakter von Wildbächen annehmen können, aber doch im allgemeinen keine zu grossen Verheerungen anrichten.

Ein drittes für die Besiedelung massgebendes Moment ist der Schutz gegen Wind und Wetter. Die Nischen und sonstigen Ver-

tiefungen des Geländes wurden nach Möglichkeit ausgenützt, um so mehr, als das in Verbindung mit dem vorgenannten Bestreben nach Wassernähe geschehen konnte. Fast nirgends treffen wir schönere, wettergeschütztere Winkel als da, wo sich ein Seitenbach ein kleines Tälchen oder Tobel geschaffen hat. An solchen Orten entstanden die frühesten Ansiedelungen. Diese Nestlage ist also einerseits der morphologischen Form und dem damit verbundenen Wetterschutz und andererseits dem fließenden Wasser zuzuschreiben. Wenn auch beim primitiven Wohnhaus die Lage zur Sonne noch nicht so starke Berücksichtigung fand, wie wir beim Hausbau sehen werden, so musste doch in einem Tale wie dem unserigen, bei sonst gleichen Verhältnissen die Sonnenseite der Schattenseite vorgezogen werden.

Bei vollständigem Mangel an schriftlichen Urkunden aus jenen ältesten Zeiten können wir nicht mit absoluter Genauigkeit eine Siedelungsgeschichte unseres Dorfes aufstellen. Wir müssen uns zu einem grossen Teil nur auf Vermutungen stützen, in denen wir durch spätere Urkunden oder durch Ortsnamen bestätigt werden können.

Nach den vorgegangenen Erwägungen müsste sich also die erste Ansiedelung *Sonnenhalb* zwischen *Gieselbach* und *Stegrüti* auf der ersten sanft ansteigenden Terrasse befunden haben. Die ausgesprochenste nischenartige Vertiefung ist zwischen Bergli und Stegrüti. Unterhalb Halden, dicht angeschmiegt an den westlichen Hügelrücken, wären sämtliche Bedingungen für eine Nestlage erfüllt. Gehen wir noch ein wenig mehr nach Osten, so finden wir den *Hochwart* noch günstiger, da neben den genannten Vorzügen noch ein weiterer hinzukommt, ein fast ebener Boden im Windschutz an einem kleinen Bächlein. Hier hätten wir also die ersten Ansiedler zu suchen. In den ältesten Urkunden finden wir auch diesen Ort zuerst erwähnt; im zehnten Jahrhundert taucht er zum ersten Mal auf. Ildefons von Arx will in diesem Namen eine kriegerrische Sicherung erblicken, vielleicht zum Schutze des am untern Saume der Terrasse sich hinziehenden Weges. Es ist aber möglich, dass dies von Arx nur aus dem Namen geschlossen hat.

Hochwart, 645 m über Meer, also 15 m höher als das Thurbett, wird durch die „Halden“ vom Talwind, dem Südwest, durch den Schmidberg vom kalten Nordwind und durch das gegen Kappel vorspringende Bergli gegen Ost und Südost geschützt. Einzig dem

Föhn und dem Westwinde liegt es offen. Wenn wir aber noch die ehemaligen Wälder rekonstruieren, die ihm gegen Westen vorge- lagert waren, so dürfen wir auch den Einfluss des Westwindes als ziemlich ausgeschlossen betrachten.

Warum ist es nun nicht beim Hochwart zu einer richtigen Dorfentwicklung gekommen? Die Beantwortung dieser Frage liegt in der Art und Weise der alemannischen Kolonisation. Sie liebten es nicht, sich in Dörfern anzusiedeln. Auch in späterer Zeit und bei fortgeschrittener Kultur gaben sie die Eigenart der Einzelhof- bildung nicht auf. Zudem müssen wir annehmen, dass die Besetzung unseres Landes nicht eine einmalige, durch das Eindringen grosser Scharen bedingt, gewesen ist; ganz allmählich werden die Alemannen vom Thurgau heraufgezogen sein. Dadurch wurde natürlich eine zer- streute Ansiedelung noch gefördert. Dorfbildung kam nur da zu- stande, wo ein ungemein fruchtbarer Boden sich vorfand. Nach Studer haben wir eine ältere und eine neuere Dorfbildung zu unter- scheiden. „Erstere geschah in recht früher Zeit und mochte manch- mal nur vom Gutsherrn ausgegangen sein, der seine Knechte zu ihrer Sicherheit und zu seiner Bequemlichkeit und Benutzung in eine Dorfschaft vereinigte; die letztere in späteren Jahrhunderten, da die Kultur und die Fruchtbarkeit des Bodens bereits allgemein waren und das politische Leben ein freieres und selbständigeres ge- worden war.“¹⁾ Demnach sind die beiden Dörfer Ebnat und Kappel der späteren Periode zuzuweisen; im Hochwart blieb es vorläufig bei der Einzelsiedelung. Fast gleichzeitig damit scheint auch der *Ganten* seine Bewohner erhalten zu haben. Der obere Ganten liegt direkt südlich vom Hochwart, geniesst ungefähr die gleiche, wenn nicht noch besser geschützte Lage, als jener. Auf der Höhe von 670 m, 40 m über der Thur liegt er, vom Bodenwiesli und Ganten- wald eingerahmt, im vollständigen Windschutz gegen Westen, Nord- westen, Südwesten und Südosten. Einzig die Nordwinde haben Zu- tritt, und diese machen bekanntlich in unserer Gegend nur einen kleinen Prozentsatz aus. Fast die gleichen Vorzüge wie der Ganten geniesst die *Eich*. Auch sie dürfte früh besiedelt worden sein. *Mettlen* war wegen seiner Lage am Bach auch sehr geeignet. Aber der Name Mettlen, in der Mitte, setzt noch eine andere Ansiedelung voraus, die jedenfalls in der *Winterau* zu suchen ist. Darnach würde

¹⁾ Studer, Schweizer Ortsnamen.

Mettlen jenen Hof bezeichnen, der zwischen *Winterau* und *Eich* sich befindet. Der Name *Winterau* bedarf wohl keiner weiteren Erklärung mehr. Wer je einmal einen Winter in *Ebnat* verbracht hat, wird sich erinnern, wie hartnäckig sich der Schnee an jenen Hängen festhält und wie spärlich die Sonne dort zu Gaste ist. Im Gegensatz zur *Winterau* haben wir gegenüber an der Sonnenhalde den *Rosenbühl*. Nachdem einmal diese unterste Terrasse besiedelt war, scheint die Besetzung der Höhen *Sonnenhalb* und *Schattenhalb* vor sich gegangen zu sein. In jener Zeit genügte sich der Bauer noch selbst, er war nicht auf seine Nachbarn angewiesen; er erntete auf seinen Aeckern und Feldern alles, was ihm zum Lebensunterhalte notwendig war. Er brauchte also nur auf Grund und Boden selber, nicht aber auf gute Verbindungswege zu schauen. Auf diese Weise entstanden auf dem Häusliberg, auf Dicken, Schwantlen, am Nestenberg und im Steintal eine Reihe von Gehöften. Wenn auch keine mehr aus jener Zeit vorhanden sind, so können wir doch annehmen, dass bei ihrer Anlage die Coupierung des Geländes in ähnlicher Weise ausgenützt wurde, wie es bei den heutigen der Fall ist. Flache Stellen wurden bevorzugt; das Haus kam dann ganz dicht an den dahintergelegenen steilen Hang zu stehen. Rings um dasselbe stunden wohl noch ein paar Tannen, welche die Winde abhielten.

Erst nachdem sich die Thur ihr Bett tiefer gegraben hatte, war auch eine Besiedelung der Talsohle möglich, die zur Bildung der Dörfer *Kappel* und *Ebnat* führte. *Kappel* ist älteren Ursprungs; es hat seine Bewohner von *Sirnach* her erhalten. Im Jahre 1218 taucht in einer im Stift zu *St. Gallen* aufbewahrten Urkunde der Name „Capelen“ zum ersten Male auf. Jene Kapelle scheint auf dem runden Hügel, auf dem heute die katholische Kirche ist, gestanden zu haben, und die erste Dorfentwicklung vollzog sich um die Kapelle. Auch dies ist wieder ein typisches Beispiel des der Talsole vorgezogenen Hanges. In der Folgezeit breitete sich *Kappel* allerdings auch gegen die Thurseite hin aus, aber noch heute befindet sich das Hauptdorf über der Landstrasse, also in einer Höhe von mindestens 635 m. In den tief gelegenen Wiesen der *Au* (lt. aqua — rhr. ova — d. i. au = Wasser) sind bis heute nur ganz wenige Häuser erstellt worden. Der hart an der Thur gelegene Steinkoloss des Felsensteins, aus dem 17. Jahrhundert datierend, war den Uberschwemmungen nie ausgesetzt; er steht auf einer Sandsteinbank,

volle 6 m über dem Flussniveau *Ebnat*. In einer Urkunde, ausgestellt am 31. August 1281 auf dem Schloss Iberg, wird ein Heinrich von Ebenode als Zeuge angeführt. Ob wir in diesem Namen das spätere Wort Ebnat erkennen dürfen, wollen wir dahingestellt sein lassen. Hingegen wissen wir, dass Ebnat seine Bewohner von Wattwil her erhalten hat und bis zum Jahre 1762 keine eigene Gemeinde bildete, sondern als Weiler Oberwattwil zu jener Gemeinde gehörte. Auch in der Entwicklung von Ebnat können wir wieder sehen, wie sehr man dem Wasser aus dem Wege ging. Das eigentliche „Ebnet Dorf“ steht auf jener Ebene, die durch den vom Häusliberg herunterkommenden, im Schafbüchel auslaufenden Sandsteinschichtenkomplex gebildet wird. Gegen Südwesten ist der Abfall nach der 14 m tiefer liegenden Talsohle so steil, dass er bei der Anlage der grossen Landstrasse durch einen künstlichen Damm, den Ebnetrain, vermittelt werden musste. Auf diesem „ebenen“ Platze also, der später der Gemeinde den Namen gegeben, entwickelte sich quer zum Tal ein typisches Längsdorf, dem sich später ein ebenso ausgesprochenes Längsdorf im Sinne des Tales zugesellte, der Hof. Seifert schreibt im Jahre 1863: „Ebnet Dorf zählt nur 21 Häuser, doch wird ihm gewöhnlich noch der sogenannte untere Hof, das heisst die beiden Häuserreihen längs der Strasse bis zur Stockenerbrücke, beigerechnet, und Fremde sehen dieses für das eigentliche Dorf an.“ Wenn das schon vor 50 Jahren der Fall war, so ist dies heute noch viel in die Augen springender und auch ganz natürlich. Ebnat konnte sich notgedrungen nur nach dem Hof hin entwickeln. Nachdem einmal eine Landstrasse von der Stockenerbrücke durch den Hof führte, musste sich hier ein sekundäres Dorf entwickeln, das dann zum Hauptdorf wurde. Eine Ausbreitung nach Südwesten war a priori ausgeschlossen, weil man da sofort in das Ueberschwemmungsgebiet der Thur gekommen wäre. Erst nachdem im Jahre 1870 die Toggenburger Bahn gebaut und der gemeinsame Bahnhof von Kappel und Ebnat in jene Niederung verlegt wurde, kam es auch hier auf beiden Seiten der Landstrasse zu einer kleinen Längsdorfentwicklung.

Die Entstehung von *Thurau*. Noch vor 30 und 40 Jahren wusste kein Mensch etwas von Thurau. „Stude“ (Stauden) hiess jener malerische Winkel jenseits der Thur, benannt nach den vielen Erlenstauden, die früher dort wuchsen. Da jenes Gebiet „Allmeind“ war, liessen sich arme Leute dort nieder. Nach alten Gesetzen

musste die Gemeinde solchen Leuten, denen die Mittel fehlten, auf eigenem Grund und Boden ein Nest zu bauen, auf Allmeindboden ein Plätzchen bewilligen. Das zum Bau eines Tätschhauses nötige Holz wurde erbettelt. Auf diese Weise entstand eine hübsche Tätschhauskolonie, die sich bis heute noch erhalten hat. Die gegenwärtige Stellung der Häuser zeigt deutlich, wie sehr der Platz ausgenutzt wurde; sie sind völlig ineinander gepfercht. Nach und nach kam dann dieser oder jener in die Lage, sich seine Parzelle für wenig Geld von der Gemeinde loszukaufen. Auf ganz ähnliche Weise dürfte auch das an Ebnat angrenzende, bereits zur Gemeinde Wattwil gehörige Almen entstanden sein. Auch dort sind auf kleinem Platze noch acht Tätschhäuser, „die acht alten Orte“, vorhanden (siehe Tafel I, oben).

Dass Kappel die primäre und Ebnat die sekundäre Dorfsiedelung ist, ergibt sich auch aus folgendem Sprachgebrauch. Der Ebnater geht niemals „uf Chapel use“, er geht stets „uf Chapel ine und uf Ebnet use“. Das setzt voraus, dass Kappel einmal die Hauptsache, das Zentrum des Verkehrs, und Ebnat nur ein aussen liegender Hof oder Weiler war. Heute ist nun Ebnat grösser als Kappel; aber der Sprachgebrauch hat sich doch noch erhalten können.

Die einzelne Ansiedelung.

Der Hausbau.

Das Haus ist das willkürlichste Moment im Landschaftsbild. Standort, Form und Material scheinen vollständig abhängig zu sein von der Laune des Erbauers. Jeder stellt sich sein Haus dorthin, wo es ihm am besten gefällt, gibt ihm eine seinem Geschmack oder auch seiner Geschmacklosigkeit angepasste Form und wählt sich das ihm am zweckmässigsten erscheinende Material dafür aus. — Und doch ist dem nicht so. Alle drei, Standort, Form und Material werden uns bis zu einem gewissen Grade von der Natur des Landes vorgeschrieben; Tradition und Stammeseigenart beeinflussen uns, ohne dass wir uns dessen bewusst sind.

Der Waldreichtum, den unsere ersten Ansiedler vorfanden, musste sie von vornherein zum Holzbau bestimmen, um so mehr, als das Klima wegen seiner Härte einen warmen Bau verlangte und die Bearbeitung des Holzes keine allzu grossen Schwierigkeiten bereitete. Nachdem die Unebenheiten des Bodens zum Teil durch Ab-

tragung der Erde, zum Teil durch Unterlegen von Baumstämmen ausgeglichen waren, konnte mit dem Blockbau begonnen werden. Unbehauene Holzstämme wurden aufeinander getrölt. Zwecks inniger Verbindung mussten sie an den Kreuzungsstellen überschritten werden. Die vorstehenden Wettköpfe waren bald 10, bald 20 cm gross, wie es sich gerade aus der Länge des Baumstammes ergab. Allfällige Lücken wurden mit Moos und Lehm verdichtet. Hatte dieser rechteckige Blockbau die gewünschte Höhe erreicht, so wurde durch sukzessive Verkürzung der Balken auf beiden Firstseiten die flache Abdachung erreicht. In einem Winkel von über 120° trafen die beiden Halbdächer aufeinander. In Zwischenräumen von 50—70 cm wurden die beiden Firstwände mit dicken Latten verbunden, auf denen die grossen mit Steinen beschwerten Schindeln zu liegen kamen. Diese Steinbeschwerung verlangte eben ein flaches Dach. Von einem Kamin wusste man noch nichts; eine Oeffnung in der Wand oder im Dach diente dem Rauch als Abzugsweg. Das Innere des Hauses bildete einen einzigen Raum, der Küche, Stube und Kammer zugleich war. Ein paar aufeinander geschichtete Steine in einer Ecke stellten den Herd dar, in dem fortwährend Feuer unterhalten wurde. In einer andern Ecke war die Schlafstätte der ganzen Familie, eine grosse Pritsche. So mögen ungefähr die ersten Wohnhäuser in unserer Gegend ausgesehen haben.

Machen wir nun heute einen Spaziergang durch unser Dorf und sehen wir uns die Häuser ein wenig näher an. Hier zeugt ein Palais mit seinen Türmchen von der Geschmacklosigkeit seines Erbauers, dort dominiert ein geschmackloser Steinbau und ist ein Fremdling in der Gegend, daneben in jenem Giebel können wir noch eine missglückte Nachahmung eines alten Hauses erkennen. Fast überall ist die Naturfarbe des Holzes unter einem braunen, gelben oder grünen Anstrich verborgen. Wo sind da Tradition, Stammeseigenart und wo der Einfluss der Natur? Hätten wir nur vor hundert Jahren den gleichen Rundgang ausgeführt, so wäre uns ein ganz anderes Bild entgegengetreten. Verbesserte Werkzeuge, Vervollkommnung in der Baukunst machen uns heute in hohem Masse von der Natur unabhängig. Verteuerung des Holzes, leichtere Beschaffung anderer Baumaterialien, zunehmende Verweichlichung und Bequemlichkeit haben uns auf neue Bahnen geführt. Was aber der Bewohner des Tales im letzten Jahrhundert leichten Herzens

preisgegeben, das bewahrte der von Natur aus konservativer gesinnte Bergler mit ängstlicher Liebe. Seine konservative Gesinnung ist wohl eben zu einem grossen Teil dem Umstande zuzuschreiben, dass er nicht die Vorteile guter Zufuhrstrassen besitzt und somit mit den Neuerungen im Tal unten nicht Schritt halten kann. Sein Haus soll uns deshalb hier als Beispiel eines echten Länderhauses der Gegend dienen.

Das Aeussere des Hauses.

Auf einer 1—1,5 m hohen Mauer ruht der Blockbau, der den Gesamteindruck beherrscht. Die vierkantigen Balken liegen schmalseitig aufeinander und sind bei der Kreuzung überschritten. Diese Verbindungsart ist hier bekannt unter dem Namen „gestrickt“ (auch „glismet“ kommt ganz selten vor). Die Ueberschneidung der Balken trägt den Namen „Gwett“. Die 10—15 cm vorstehenden Wettköpfe sind geradlinig abgeschnitten. Häuser, bei denen die Wettköpfe fehlen, wo also die Balken direkt mit der Ueberschneidung aufhören, müssen wir neueren Ursprungs ansehen. Jüngern Datums sind auch Konstruktionen mit nachgeahmten Wettköpfen; d. h. sie fehlen; um aber doch den Eindruck von solchen zu erwecken, wird an ihrer Stelle ein senkrecht stehender Balken befestigt. Die sich berührenden Flächen der Blockbalken werden mit der Breitaxt ein wenig ausgehöhlt, wodurch ein besseres Aufeinanderpassen der Kanten erreicht wird. Die dabei entstandene Höhlung wird mit Moos (Mies) ausgefüllt. Um eine feste Verbindung der Balken zu erhalten, werden sie mit ca. 10 cm langen Holzzapfen aneinander getrieben. Einen „Tobel“ nennt der Zimmerer einen solchen Holznagel, und „tobeln“ heisst diese Verbindung. Die oberste Balkenreihe, auf die der Dachstuhl zu ruhen kommt, ist die „Bandung“. Gewöhnlich ist der Blockbau unter einer Holzverschalung oder -verschindelung versteckt. Häuser mit reinem Blockbau gibt es in unserer Gemeinde nur noch ganz wenige. Viele weisen Verschalung und Verschindelung zugleich auf, wobei sich erstere auf die untern Partien, letztere aber auf die Firstkammer und die ganze Wetterseite erstreckt. Seltener sind sie durch eine Vertikale voneinander getrennt. Die Wettköpfe bilden bei dieser Verkleidung entschieden ein kleines Hindernis, was jedenfalls zu dem schon angeführten Fehlen derselben geführt hat. Wo sie vorhanden sind, werden sie auch verschindelt oder verschalt.

Bei einigen Häusern sind sie hübsch säulenartig angebracht und bilden so keine geringe Verzierung der sonst fast jedes Ornamentes entbehrenden Fassade. Die Entstehung der Verschalung scheint in engstem Zusammenhange mit den Aufzugsläden zu sein, indem diese zuerst durch eine Bretterwand geschützt wurden. Ganz vereinzelt treffen wir noch solche Häuser, die bei reinem Blockbau die Verschalung der Aufzugläden aufweisen. Ein helles und fröhliches Aussehen geben die langen Fensterreihen. Nur durch kleine Pföstchen unterbrochen reiht sich Fenster an Fenster. Auf Symmetrie wird dabei gar nicht geschaut; die Stube soll Licht haben. Die ältesten hier noch erhaltenen Formen des Fensters sind die Butzenscheiben oder „Chatzeschibe“. Nach ihrer Einteilung lassen sie sich in drei Typen unterscheiden. (Skizze 1 ist die älteste und Skizze 3 die

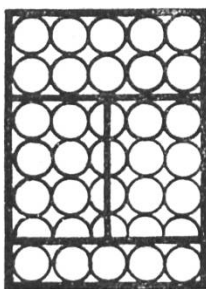


Fig. 1.

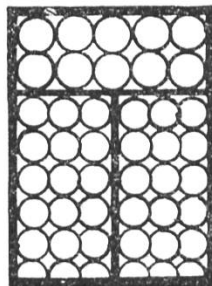


Fig. 2.

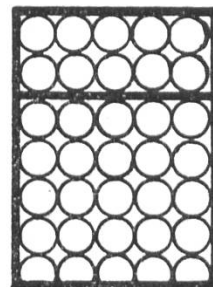
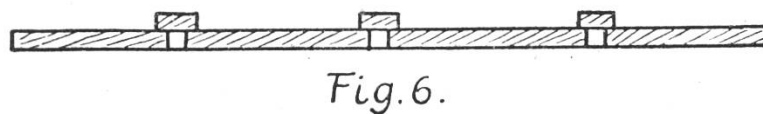
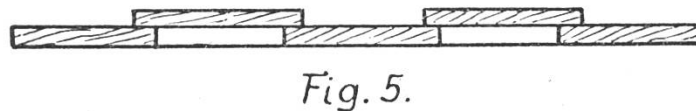
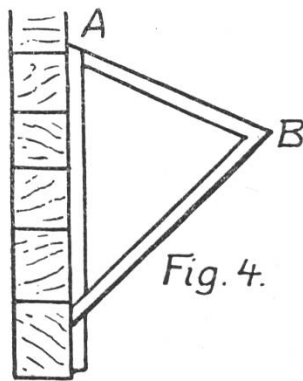


Fig. 3

jüngste Art.) Wir treffen alle diese drei Arten nebeneinander an. Die Butzenscheiben lassen wegen ihrer bläulich-grünlichen Farbe und ihrer Erhöhung in der Mitte und der Bleieinfassung keine allzuhelle Beleuchtung zu. Bei der Einführung der Heimarbeit mussten sie deshalb dem neuen Fensterglas Platz machen. Nur in der *First-* und in der *Guggerenkammer*, wo keine intensive Beleuchtung notwendig ist, treffen wir sie noch. Die ununterbrochenen Fensterreihen lassen natürlich keine seitwärts sich öffnenden Laden zu. Wir finden nur die nach unten beweglichen Zugläden. Die Fenster der *First-*, der *Guggerenkammer* und auch die wenigen, auf der Wetterseite liegenden Fenster, zeigen oft schon die modernen in Eisenangeln sich seitwärts öffnenden Laden. Vereinzelt kommen sie auch bei den äussersten Fenstern einer langen Reihe vor.

Die geringe Ausladung des Daches am Giebel, nur etwa 80 cm bis 1 m, führte zu einem weiteren Schutz der Fenster, zu den Vordächern. Sie kommen bei uns in den verschiedensten Formen vor.

An den Blockbalken werden auf gleicher Höhe einige Latten von ungefähr 50 cm Länge befestigt und in diese lässt man in Dreieckform die Träger des Vordaches ein (Skizze 4). Die Punkte A und B sämtlicher Träger werden je mit einer horizontal liegenden Latte miteinander verbunden, und diese mit Brettern belegt. Das ganze Vordach klebt somit förmlich am Hause, deshalb der Name Klebdach. (Skizze 5 zeigt uns die einfachste Form eines solchen Daches. Die Bretter werden zum Teil übereinander gelegt, während 6 uns schon einen kleinen Fortschritt verzeichnet, indem die Bretter ziemlich nahe nebeneinander liegen und durch übergelegte Leisten verbunden werden.) Wie die Blockwand, so wurden dann später



auch die Klebdächer verschindelt und verschalt, und zwar erstreckt sich die Verschindelung auf das eigentliche Dach, während die Verschalung nur die Untersicht des Daches trifft. Ursprünglich diente dieses Klebdach rein zum Schutze der Fenster; es reichte nur so weit, als die Fensterreihe ging. In den ältesten Tätschhäusern finden wir dasselbe noch ganz selten in dieser Form. Später dehnte es sich auf die ganze Front aus und gibt dadurch dem Hause ein behäbiges und heimeliges Aussehen. Oft schliesst es mit seitlich vorragenden Bretterwänden ab, die sich vom Dach bis zur Fensterreihe des Wohnstockes, in wenigen Fällen sogar auf den Boden herunter ziehen. Dieser Wetterflügel, der bald geradlinig abgeschnitten ist, bald bogenförmige Verzierungen aufweist, beschränkt sich hie und da auf die Wetterseite. Wo er ganz fehlt, können die beiden Klebdächer der Front und der Eingangsseite aufeinander stossen. Vordächer mit Dachtraufen habe ich nur an drei Häusern gesehen. Schattenhalb weisen gewöhnlich nur Ost- und Südseite (Front- und Eingangsseite) durchgehende Klebdächer auf. Auf der West- und Nordseite fehlen sie entweder ganz oder erscheinen als kleine Schindelausla-

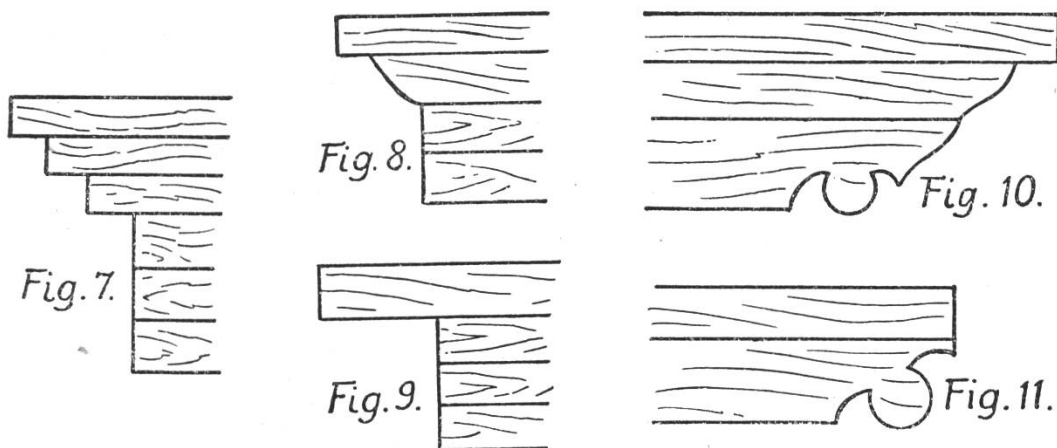
dung über den wenigen Fenstern. Zahlreiche Blumenbänke auf den Klebdächern zeugen vom Schönheitssinn der Bäuerin.

Das Dach. Die ältere Form desselben ist das flache Dach des Tätschhauses, von dem das Haus eben seinen Namen bekommen hat (Tafel II). Heidenhäuser nennt man sie auch, weil sie „noch von Heiden erbaut worden seien“. Die frühere Bedeckung des Daches mit den langen Schindeln und die Beschwerung derselben durch Steine (Steitachhus) verlangten diese Form. Solche Steindachhäuser finden wir in unserer Gemeinde nicht mehr, wohl aber können sich die älteren Leute noch gut daran erinnern. Ueber das Alter ihrer Häuser sind sie übrigens ganz im Unklaren. An den meisten Orten, wo ich anklopfte, erhielt ich die Antwort: „Jo, 's ischt halt schüli alt.“ In einem einzigen Hause rechnete mir der Grossvater das Alter auf 480 Jahre aus.

Auf den sich sukzessiv verkürzenden Balken ruht zu oberst, gerade oder schiefkantig, der Firstbaum (Firstbom). Die Zahl der Fetten beschränkt sich auf drei, die First-, mittlere und unterste Fette. Die ersten zwei liegen auf den Giebelwänden, die letztere direkt auf dem obersten Balken der Traufwand. Die Dachschräge schliesst sich nicht hart an die treppenartig abgestufte Giebelwand an, weshalb oben im Hause ein ziemlich zügiger Raum entsteht, der als „Schlof“ zur Aufbewahrung von Holz und altem Gerümpel dient. Kleine halbkreisförmige Löcher erhellen diesen Raum. Neben diesem alten Tätschdach kommt weit häufiger das Steilgiebeldach vor. Die Einführung dieses neuen Daches fällt nach Schlatter in das 17. Jahrhundert. Er schreibt: „Der Nagel wurde keine Seltenheit mehr. Dafür wurde aber mit zunehmender Uebervölkerung das Holz teurer und musste auf sparsamere Verwendung desselben Bedacht genommen werden. Am meisten frassen die flachen Schwerschindeldächer nicht nur bei der Neuerstellung durch die Grösse und Dicke der Schindeln, sondern auch wegen ihres raschen Faulens und dadurch bedingten immerwährenden Unterhalts. Zwischen 1600 und 1700 wurde das Nageldach eingeführt, aus den feinen, festgenagelten Schindeln, wie sie heute noch im Gebrauch sind. Diese rutschten nicht mehr ab; deshalb konnte die Dachneigung viel steiler gemacht werden. Das hatte wieder den günstigsten Einfluss auf den rascheren Abfluss des Wassers und damit auch auf die Haltbarkeit des Daches. Alle Häuser, die von dieser Zeit an gebaut wurden, haben das steile Dach.“¹⁾ Das

¹⁾ S. Schlatter, Etwas vom Bauernhaus.

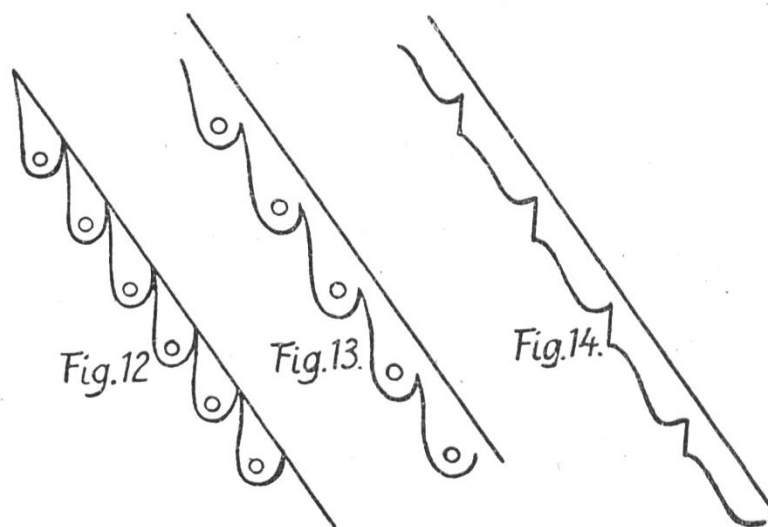
berechtigt uns nun aber nicht zu dem Schlusse, dass alle Steilgiebelhäuser nach jener Zeit erbaut worden seien. In vielen solchen Häusern wurde mir auf die Frage nach dem Alter die Antwort zuteil: „'s ischt halt emol ä Steitachhus gsi.“ Vielen Tätschhäusern wurde also einfach ein neuer Dachstuhl aufgesetzt. Von aussen unterscheiden sich die so abgeänderten Häuser fast nicht von solchen von Anfang an mit steilen Giebeln gebauten. Innen sehen wir neben den frischen, weissen Balken der nachträglich eingebauten Firstkammer die alten rauchgeschwärzten und verrussten Dachlatten und Fetten. Hie und da zeigt auch ein Giebelbalken eine Jahreszahl, die uns ziemliche Klarheit gibt, in welcher Zeit die Abänderung des Dachstuhles stattgefunden hat. Die meisten Jahreszahlen schweben zwischen 1770 und 1780. Schauen wir uns in der Industriegeschichte des Toggenburgs ein wenig um, so werden wir finden, dass in die Jahre 1760—1790 die erste Glanzzeit der Baumwollweberei fällt. Diese Industrie brachte bares Geld in die abgelegenen Häuser und gab dem einfachen Bauer die Mittel, weitgehende Verbesserungen an seinem Wohnhaus vorzunehmen; zugleich machte sich auch das Bedürfnis nach mehr Platz geltend. Durch das Steilgiebeldach wurde nun eine neue Kammer, die Firstkammer, gewonnen. Diese Firstkammer weist durchwegs Blockbau auf. Sie reicht in die Tiefe von der Frontseite bis zum grossen Kamin. Auf den obersten Balken ihres Blockbaues ruhen die Mittelfetten. Auch beim Steilgiebeldach sind gewöhnlich nur drei Fetten vorhanden. Am Firstbaum ist nicht



selten ein kleines Vogelhäuschen angebracht. Die Mittelfette ist gewöhnlich durch Fettenträger, das sind verlängerte Balken der Firstkammer, gestützt. Diese zeigen ganz verschiedene Formen. (Ein oder

zwei nur um wenig kürzere Balken als die Fette selber vermitteln den Uebergang von ihr zu den vorstehenden Wettköpfen (Skizzen 7 und 8). Oft geht sie unmittelbar in diese über (Skizze 9). Vielfach aber tragen die Fettenträger wesentlich zur Verzierung der Fassade bei. Die in Skizzen 10 und 11 abgebildeten Formen sind häufig wiederkehrend.) Die Fettenköpfe sind oft durch kleine Brettchen geschützt, die gewöhnlich einer bescheidenen Verzierung auch nicht entbehren. Zur Dekoration dienen ferner die um 70 cm bis 1 m vorragenden am Dache angebrachten Leisten, die aber nur vereinzelt vorkommen (Skizzen 12, 13 und 14 veranschaulichen uns solche).

Diese, wie die Fetten und Fettenträger, ferner die Randborden der Klebdächer, die auch die oben genannten Leisten haben können, dann die Fensterbalken und die verschalten Wettköpfe zeigen oft einen weissen Anstrich, während die übrigen Partien in dunklem, sonnenverbranntem Braun erscheinen. Dadurch entsteht ein prächtiger Farbenkontrast, der dem ganzen Hause ein freundliches, heimeliges Aussehen gibt. Sonst fehlt fast jeder künstlerischer Schmuck, und im Vergleich zum Bernerhaus ist das Toggenburgerhaus äusserst nüchtern gehalten. An einem einzigen Orte im Hochwart konnte ich noch einen Hausspruch finden. Dort steht: „Gott hat es mir auch



anvertraut, dass ich allhier ein Haus gebaut; darinnen will ich leben fromm, bis ich in Der Schluss ist nicht mehr lesbar, da gerade an dieser Stelle die elektrische Zuleitung angebracht und der Rest unleserlich gemacht wurde.

Das Kamin. Das *Rutenkamin*, „Ruotechemi“, war durchwegs unsern Häusern eigen. Am Stangen fand ich noch ein Haus mit

einer solchen alten Kaminform. Es ist jetzt aber auch bereits in ein Steinkamin abgeändert worden. Schon moderner als jenes ist das „Bretterchemi“, das noch an vielen Orten vorhanden ist. Im Laufe der Zeit wurden diese Bretter so mit Russ und Pech überzogen, dass sie jetzt vollständig feuersicher sein sollen, wie mir ein Bauer behauptete. Immerhin verschwindet auch dieses „Bretterchemi“ nach und nach und macht dem feuerfesten Steinkamin Platz. Die Dachtraufen, „Pfette oder Atraufi“ genannt, sind bei den ältern Häusern aus Holz, bei neuern aus Blech. Gewöhnlich bestehen sie nur aus einem fast horizontal laufenden Stück, das etwa zwei Meter über die Hausfront vorragt.

Längs den Traufseiten ziehen auf der Höhe des obern Ganges zwei Lauben hin, „Brögi“ genannt. Sie werden durch vorgeschobene Blockbalken gehalten und sind nur ganz leicht mit Brettern verkleidet, eignen sich also nur für Holzspeicher. In ihnen bringt der Bauer meistens seine Reisswellen unter, wodurch die anliegende Firstkammer viel wärmer und windgeschützter zu liegen kommt. Wo der „Gaden“ hinter das Haus gestellt ist, bildet eine dieser Lauben die Fortsetzung der „Vorbrogg“. Wegen der leichten Bauart und der Wind und Wetter ausgesetzten Lage gehen diese „Brögi“ am schnellsten dem Verfall entgegen, und wenn sie heute an vielen Häusern fehlen, so sind sie jedenfalls erst nachträglich entfernt worden, weil sie neben den vielen Vorteilen auch einen grossen Nachteil in sich schliessen; sie halten den obern Gang vollständig dunkel.

Wenn wir jetzt das Aeussere des Hauses durchgangen haben, so dürfen wir die „Chatzestege“ nicht vergessen, die von der ebenen Erde in der Regel zu einem der Stubenfenster führt (Tafel I unten.) Die Katze, „Chatz oder Chutz“ geheissen, fehlt fast in keinem Haushalt.

Endlich komme ich noch auf den gemauerten Unterbau zu sprechen. Er hat gewöhnlich eine Höhe von 1 m bis 1,5 m. Ursprünglich war er wohl bedeutend niedriger. Als dann die Weberei in Blüte stand, wurde das ganze Haus ein wenig gehoben; lange Fenster wurden in die Mauer eingelassen, und der Webkeller war fertig. Wir finden ihn ausnahmslos in jedem Hause Sonnenhalb und Schattenhalb. Ein Webstuhl kam damals nicht teuer zu stehen. Für fünf Gulden konnte sich ein jeder einen solchen erstellen. Heute treffen wir diese früher weit verbreiteten Webstühle nur noch ganz selten an. An den meisten Orten zeugt der vom Leineweber ver-

lassene Kellerraum mit seinen grossen Klappladen, die sich auf- oder abwärts schliessen lassen, von der einstigen Heimarbeit der Weberei. Als Ersatz finden wir nun oft ein an das Haus angebautes Sticklokal, das durch seine leichten Fensterräume den Bau auffällig gestaltet.

Der Hauseingang ist Sonnenhalb meist auf der Süd- oder Ost-, Schattenhalb gewöhnlich auf der Süd(Hang-)seite. Eine steinerne Treppe, „s Bröggli“, von 1—3 Tritten führt zur Haustüre, die meist aus dünnen Brettern zusammengefügt ist. Türen von 7,5 cm Dicke, wie ich sie am Häusliberg in einem Hause gefunden, sind heute bei den teuren Holzpreisen selten. Schiefkannelierte Füllungen habe ich nur an wenigen Orten gesehen.

Das Innere des Hauses.

Wir treten in den kleinen Hausgang, „Huselm“, ein. Drei Türen werden für uns sichtbar. Die eine führt nach der Stube, die zweite in die Küche und die dritte in den obern Stock. Wählen wir die erste. Ueber die hohe „Türsell“ gelangen wir in die niedere, aber freundliche, sonnenerhellte Stube. Die in einfacher Tafelform verschalten Wände zeigen oft einen braunen Anstrich, ganz selten auch einige malerische Verzierungen. Die Decke bildet zugleich auch den Boden der darüber gelegenen Kammer. Unter den Fensterreihen laufen zwei feste Wandbänke. Der schwere, vielfach mit einer Schieferplatte bedeckte Tisch ist an sie herangerückt. An der „Nebetstube“-Wand ist ein einfaches Ruhebett. Auch in der Stube ist nicht viel Bilderschmuck vorhanden. (Bei katholischen Leuten etwas mehr als bei Protestanten.) Ein paar Photographien, ein Haussegen, vielleicht auch eine Erinnerung an den Festtag der Eltern, das dürfte so ziemlich alles sein, was man an den Wänden hangen sieht. Und doch ist die Wohnstube nicht nüchtern und kalt. Die beiden grössten Schmuckgegenstände bilden das „Puffert“ und der alte „Leiofen“ (Lehmofen). Das „Puffert“ (das Geschlecht schwankt zwischen n. und m.), eine Verbindung von Gestell und Kasten, besteht aus zwei verschliessbaren Fächern und einem mittleren, vertikal einfach geteilten Einbau. Das obere Fach enthält gewöhnlich das Tischgeschirr; im untern werden Weisszeug und Kleidungsstücke aufbewahrt. Der Einbau enthält das zinnerne Giess- und das kupferne Handbecken, das auf einem Messingreif ruht. Alle

drei sind blank geputzt und dienen heute nur noch als Schmuckgegenstände. Leider verschwinden sie mehr und mehr. Der hohe Preis des Kupfers verlockt manche Hausfrau, ihr Handbecken herzugeben. An der gleichen Wand, durch die Türe vom „Puffert“ getrennt, steht der alte, gemütliche „Leiofen“, der von der Küche ausgeheizt wird. Er ragt weit in die Stube hinaus und wird auf vier kleinen Füßen etwas vom Boden abgehoben. Noch weiter steht er von der Stubendecke ab, so dass sein Rücken kleinen Kindern oft ein beliebter Aufenthaltsort ist. Ein einfacher geblümelter Vorhang zieht sich zwischen Ofen und Stubendecke hin. Gegen die Nebenstubenwand ist der Ofen gewöhnlich treppenartig abgestuft und vermittelt so den Zugang zur Stubenkammer. Häufiger als diese Abstufung des Ofens ist aber die hölzerne Ofentreppe. Der tote Winkel, der dadurch entsteht und beim Kehren immer Schwierigkeiten bereitet, wird oft auf originelle Weise ausgenützt, indem die ganze Treppe als Schrank ausgebaut wird, wo jeder Tritt zugleich eine Schublade bildet. Zum Inventar der Stube gehört auch das „Glas“ (Barometer) und endlich noch ein kleines abgeschrägtes Gestell, das sich gewöhnlich über dem Ruhebett befindet. Früher prangten darauf die altmodischen bunten Suppenteller; wir treffen sie aber auch nicht mehr häufig an. Wenn im Stubenboden noch eine kleine quadratische Oeffnung von ca 10 cm Seite vorhanden ist, so war das der bequemste Zuleitungsweg der Spülchen und Spulen, die in der Stube gefüllt und dann nach dem Webkeller wanderten. Diese Oeffnung wurde natürlich mit der Entfernung der Webstühle wieder zugeschlossen, lässt sich aber noch gut erkennen.

Neben der Stube, von ihr gewöhnlich durch eine Blockwand getrennt, ist die Nebenstube. Bald findet sie als Esszimmer, bald als Schlafraum, häufig auch als Werkstatt („Bude“) Verwendung. Sie steht in direkter Verbindung mit der Küche.

Die Küche nimmt fast überall den ganzen hintern Teil des Hauses ein. Sie ist einerseits mit dem Hausgang, anderseits mit der Nebenstube in Verbindung. Gewöhnlich führt noch eine dritte Türe in den „Schopf“ oder Gaden hinaus. Der Boden besteht bei den ältern aus ungeformten Steinplatten, die in die Erde festgestampft sind. Da die Wände und die Decke ganz verrusst sind, und die Küche nur auf der Schmalseite durch zwei Fenster erhellt wird, so ist sie fast vollständig dunkel. Der zweilöcherige Herd ist

an die Brandmauer zwischen Stube und Küche vorgerückt. Das Ofenloch wird durch einen in zwei Rinnen sich seitlich bewegenden „Schieber“ verschlossen. Neben diesem Herd und Ofen ist oft noch ein Ueberbleibsel aus früheren Zeiten vorhanden, die alte Feuergrube, wie wir sie in Sennhütten noch überall antreffen. An der am drehbaren Werbesprüssel befestigten Werbe befindet sich das grosse kupferne „Chessi“, das bei der „Saumetzgete“ noch verwendet wird. Eine weit ausladende, nach oben sich verjüngende „Chochi- oder Ofeschoss“ breitet sich über Herd und Ofen aus. Das Kamin kann gewöhnlich durch eine Klappe mit herabhängender Eisenstange geschlossen werden. Mit „Pfude“ (pfudere = sprudeln) bezeichnen alte Leute einen primitiven, aus Brettern zusammengefügtten „Schüttstein“. Der Küchenkasten heisst „Schafreiti“. Ein kleiner Hühnerstall gegenüber dem Herd ist oft ein behaglicher und warmer Aufenthaltsort für das „liebe Federvieh“.

Der zweite Wohnstock enthält die verschiedenen Kammern. Der Stube und Nebenstube entsprechen Stubenkammer und Nebenstubenkammer. Ueber der Küche ist bald ein offener Gang, bald ist eine kleine Küchenkammer eingebaut. Wegen der davor gelagerten „Brögi“ kommt aber fast kein Licht dazu, und sie eignet sich nicht gut als Schlafzimmer. Ein blaubemalter Schnitztrog ist irgendwo im Gang untergebracht. Auch grosse, ebenfalls blaubemalte Kasten aus dem 17. und 18. Jahrhundert treffen wir fast in jedem Hause an. Sie wurden jedenfalls in die Aussteuer mitgegeben; denn meistens tragen sie oben den Namen des Ehepaars oder der Hausfrau. Durch eine leiterartige Holzterasse kommen wir in den obersten Wohnstock. Da hier bereits die Abdachung beginnt, ist gewöhnlich nur noch eine einzige Kammer, die Firstkammer (Gastkammer) vorhanden. Sonnenhalb gegen Süden, Schattenhalb gegen Osten schauend, ist sie fast das freundlichste Zimmer im ganzen Haus. In ihr haben sich die Butzenscheiben meist noch erhalten können. Ueber der Firstkammer liegt noch die „Ruesstili“.

Durch Einbau einer „Guggere“ wird auch auf der Traufseite neben der Firstkammer ein weiteres sonnenhelles Zimmer erhalten. Diese Guggeren sind am Hang, besonders Schattenhalb, seltener, während sie im Tal fast ausnahmslos an jedem Haus zu sehen sind (Tafel II oben).

Die Oekonomiegebäude (Scheune und Stall).

Die *Scheune*, die durchwegs den Namen „Gade“ (pl. Gädmere und Gäde) trägt, heute gewöhnlich mit dem Wohnhause verbunden, stand früher allein in unmittelbarer Nähe desselben. Die Verbindung von Landwirtschaft und Industrie, die einerseits den Mann in Scheune und Stall, anderseits im Webkeller verlangte, mochte wohl hauptsächlich zu diesem Zusammenbau geführt haben. Je näher sich beide Orte befanden, um so besser konnte man beiden Beschäftigungen nachkommen. Auch beim kalten Winterwetter ist es für den Bauern entschieden angenehmer, wenn er von der Stube nur durch einen kleinen Gang in den Stall hinaus gelangen kann. Zudem hält der Gaden, der meist hinten auf der Wetterseite des Hauses angebaut ist, die Regenwinde vom Vordergebäude ab. Wir sehen also, die Vorteile, die durch den Zusammenbau entstehen, sind enorm. Warum aber gibt es doch noch Ausnahmen? Das müssen wir der Feuergefahr zuschreiben. Bei den primitiven Löscheinrichtungen, die wir ausserhalb des Dorfes finden, sind im Falle eines Brandes Haus und Scheune unrettbar verloren, während bei getrenntem Bau nur eines gefährdet ist.

Schattenhalb kommt der Gaden hinter das Haus zu stehen, mit gleicher Firstrichtung; er hat also Trauffront (Taf. II unten). Sonnenhalb ist er oft neben dasselbe gestellt, weist ebenfalls Trauffront auf und ist mit Kreuzfirst verbunden (Taf. III). Der hinter das Haus gestellte Gaden kommt naturgemäss wegen des ansteigenden Hanges höher zu liegen als das Vorgebäude. Um die Unebenheiten des Bodens auszugleichen, wird nicht die Erde abgetragen, sondern der ganze Bau ruht vorn, talwärts, auf grossen, bis 40 cm dicken Balken, so dass unter dem eigentlichen Stall ein Unterraum, oft „Latteghalt“ genannt, entsteht. An einigen Orten ist hier der Schweinestall (Schwischtel) eingebaut. Der Stallboden ist auf gleicher Höhe wie die Stubenkammer und der obere Gang des Wohnhauses, von dem aus er durch eine Türe erreicht werden kann. Der Blockbau beschränkt sich meist auf den eigentlichen Stall und Zustall, während die Gadenwand, sofern sie nicht mit der Stallwand zusammenfällt, in einer Art Riegelbau mit einfachem Bretterschlag (Scherm; Schindelverkleidung-Bschlag) ausgeführt ist. Neben dem Blockbau kommt für den Stall auch der „gschwälmt“ (gschwämte) Bau vor. Infolge unvollständiger Ueberschneidung liegen die einzelnen Balken etwa in Faustweite auseinander.

Die Hauptteile des Gadens sind: Die „*Vorbrogg*“, der „*Grossstall*“, der *Zustall* (Zuoschtel), das *Tenn* und die „*Heutili*“.

Die „*Vorbrogg*“ ist ein der Traufseite nach laufender, durchgehender Gang und enthält gewöhnlich unter dem Brunnendach den Tränkebrunnen. Das Vieh kann somit im Winter unter Dach getränkt werden. Das *Tenn*, „*dörgänd Tenn*“ genannt, wenn es von einer Traufseite bis zur andern durchgeht, liegt zwischen *Grossstall* und *Zustall*. Es dient nur zum Rüsten des Heus, niemals als Heubehälter. *Grossstall* und *Zustall* unterscheiden sich nur durch die Grösse des Raums. Ersterer hat durchschnittlich für 16, letzterer für acht Kühe Platz. Ist neben dem Rindvieh noch Schmalvieh vorhanden, so kann der *Zustall* für dieses verwendet werden. In beiden wird der Raum durch die mittlere „*Strichbrogg*“ in zwei gleiche Teile geteilt. Die „*Werbrogg*“ ist aus festen „*Till*“ (Brettern) zusammengefügt. Die durchgehende Krippe heisst das „*Barm*“, bestehend aus dem untern *Barmholz* und der obern *Barmlatte* mit den senkrechten *Barmsprossen*. Die Stalltüre ist zweiteilig; der obere Teil, zirka halb so gross als der untere, kann selbständig geöffnet werden, während sich der untere nur in Verbindung mit dem obern öffnen lässt. Die Beleuchtung des Stalles geschieht durch ein über dem „*Schorlochter*“ angebrachtes Stallfenster und ist äusserst spärlich. Durch das „*Schorlochter*“ kann der „*Mist*“ in die noch unter dem Scheunendach befindliche „*Meschtwörfi*“ befördert werden. Der Boden über dem *Grossstall* heisst „*Heutili*“, der über dem *Zustall* „*Zuoschteltili*“. Auf beiden werden die Heustöcke angelegt. Wo dieser Raum dafür nicht gerügt, ist neben dem *Tenn* ein „*Walme*“ („*Wärmeli*“) angebracht. Je nach der Grösse des Heimwesens und der Viehzahl variiert natürlich auch die Gadengrösse. Der *Zustall* kann fehlen oder es können sogar zwei *Grossställe* vorhanden sein.

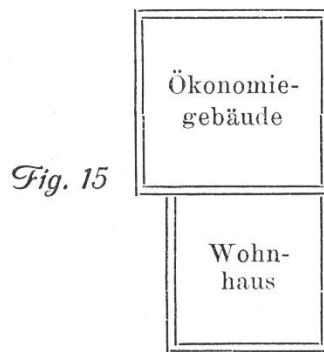
Die Abänderung des Tätschhauses in das Steilgiebelhaus hatte auch ihre Einwirkung auf den Gaden; auch er wurde höher gemacht, und zwar scheint das eigentümlicherweise vielerorts aus rein ästhetischen Gründen geschehen zu sein. „*Wil de chli Gade nüme zom hoche Tach passt hät,*“ hat mir ein Bauer gesagt.

Neben diesem am Hause angebauten Gaden besitzt dann fast jedes Heimwesen noch einen weiteren, der je nach seiner Lage als „*obere oder ondere Gade*“ bezeichnet wird. Seine Einteilung ist ungefähr die gleiche, wie die eben beschriebene; jedoch fehlt ihm gewöhnlich der *Zustall*.

Ein weiteres Gebäude, das auch noch erwähnt werden muss, ist der kleine „*Streuischopf*“. Der liegt aber oft eine Stunde weit weg, in irgend einem Rietgebiet (Müsli, Kühboden, Girlen). Seine Bauart ist ganz einfach: ein Balkengerüst mit Bretterverschlag. Zum Unterbringen von Vieh eignet er sich nicht.

So erkennen wir, dass je das praktische Bedürfnis, die Arbeitsteilung und anderweitige Erscheinungen auf den Zusammenbau des Wohnhauses und der Oekonomiegebäude oder auf getrennte Siedlungsweise bestimmend waren.

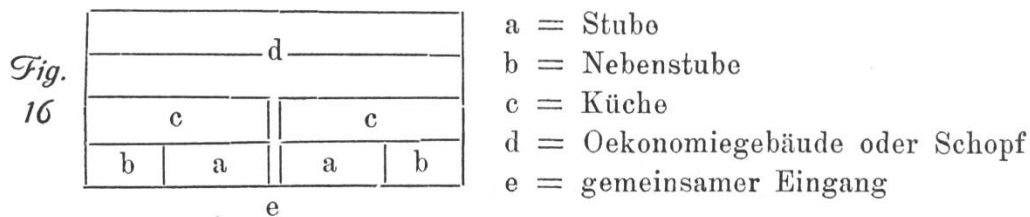
Wie weit wurde nun beim Hausbau Rücksicht auf das Klima genommen? Die der Sonne zugewendete Seite ist mit Klebdächern versehen. Auf beiden Traufseiten laufen die „Brögi“, welche die Regenwinde von Stube und Kammer abhalten. Hinten am Haus ist gewöhnlich der Gaden angebaut, der das Hausdach um etwa einen Meter überragt. Diese Ueberragung ist einerseits die Folge der höheren Lage des Hintergebäudes, anderseits bildet sie aber eine nicht zu unterschätzende Windschutzvorrichtung für das Wohnhaus. Wo keine Lauben vorhanden sind, ragt der Gaden gewöhnlich auch seitlich über dasselbe hinaus, so dass er also auch das Wetter von der Eingangsseite abhält (Skizze 15).



Ist das Oekonomiegebäude vom Wohnhause getrennt, so ist an seiner Stelle wenigstens ein Holzschopf vorhanden. Dass dieser oft erst nachträglich angebaut wurde, beweist der Schindelschirm, den die gegen den Schopf anliegende Hauswand hat.

Wir sehen also, so einfach unser Länderhaus auch gebaut ist, so ist es doch zweckentsprechend eingerichtet, und Kälte und Schnee vermögen ihm nicht viel anzuhaben, und es lebt sich darin gemütlich und warm.

Es mag noch erwähnt werden, dass wir, besonders Sonnenhalb, viele alte Doppelhäuser vorfinden, die nach folgendem Plan gebaut sind:



Die vorgegangene Skizzierung der Hausformen ist gültig für die Siedelungen am Hang. Jetzt bleibt uns noch übrig, das Dorf unter diesem Gesichtspunkt ein wenig zu betrachten. Hier können wir keinen allgemein gültigen Typus aufstellen; die einzelnen Bauten weichen zu stark aneinander ab. Immerhin dürfen wir sagen, dass auch im Talboden der gestricke Bau vorherrschend ist. Wie bereits erwähnt, treffen wir da die wunderbaren Guggereingiebel an, welche die Trauffront scheinbar zur Hauptfront machen (Tafel III). An der Inneneinteilung erkennt man aber doch wieder die Firstfront, indem die Stube durchwegs auf der Firstseite liegt. Auch die Dachfetten zeigen an einigen Orten grössere Verzierungen, während sie anderseits unter einer Bretterverschalung oder einem Mauerbewurf verborgen sind. Daneben macht sich aber eine Geschmacklosigkeit ohnegleichen geltend. Besonders jene kastenartigen, „horizontal, vertikal und allüberall“ symmetrischen Häuser mit gelber, grüner und blauer Farbe können niemals zur Verschönerung des Dorfes beitragen. Ich möchte sie fast als „Konfektionsware“ bezeichnen. Innen sind sie allerdings praktisch eingerichtet; sie halten auch warm, und die verhältnismässig geringen Erstellungskosten machen ihr zahlreiches Vorkommen begreiflich. Die Front der Häuser ist nicht mehr einheitlich südlich oder östlich; sie richtet sich in den meisten Fällen nach der Strasse, also auch gegen Norden. Vielfach ist das aber nur eine Pseudofront, da die Inneneinteilung doch wieder mit Rücksicht auf die Sonne vorgenommen worden ist. Der Hauseingang ist in der Regel auf der Strassen-, also auf der Frontseite. Dadurch wird dem Erdgeschoss eine Zweiteilung gegeben, die sich durch das ganze Haus verfolgen lässt. Die untern Räume werden für Schlafzimmer, Werkstätten, Ladenlokale etc. verwendet, während die Wohnstube meist in den ersten Stock zu liegen kommt.

Klebdächer sind im Talbodengebiet wegen der geringeren Wetterexposition eher entbehrlich.

Die enorme Verteuerung des Holzes und der damit verbundene Umstand, dass immer mit jüngerem, das heisst nicht mit lange gelagertem,

also nicht mit vollständig ausgetrocknetem Holze gebaut werden muss, führte zum Riegelbau. Das Riegelgebälk liegt auf einem nur wenige Fuss hohen Steinsockel und wird mit Backsteinen ausgefüllt. Beim verschalten Riegelbau, wie er nur in ganz wenigen Häusern vorkommt, wird das Gebälk auf der äussern und innern Seite mit Brettern beschlagen, so dass dazwischen ein Hohlraum entsteht. Die äussere Bretterwand wird verschindelt, die innere vertäfert; oft kommt noch eine Kartonschicht zwischen Bretterwand und Schirm, um den gar zu luftigen Bau etwas wärmer zu halten.

Steinbauten finden wir nicht viele. Sie passen nicht gut in das Landschaftsbild hinein. Das scheinen schon anno 1667 die Ebnetter empfunden zu haben, die den damals entstandenen Steinfels mit dem verächtlichen Namen „Gmür“ bezeichneten.

Der Krieg und die damit verbundene Holzausfuhr werden uns wahrscheinlich auch beim Hausbau auf neue Bahnen lenken. Die hohen Holzpreise werden einen soliden gestrickten Bau fast verunmöglichen, während anderseits in den vielen Sand-, Nagelfluh- und Kalksteinen des Toggenburgs und in den Kreidekalken des Säntisgebietes ein Kapital steckt, das noch gehoben werden kann. Dann entsteht vielleicht ein neues, steinernes „Toggenburgerhaus“. Aber dasselbe soll die Landschaft und ihre Eigenart nicht entfremden, sondern etwas Bodenständiges zeitigen, an dem das Auge des Siedlungsgeographen sich mit Freude verweilen kann.

Benützte Literatur.

- A. Handschriftliches:** Ambühl, Toggenburger Schauplatz 1748.
Die meteorologischen Aufzeichnungen verschiedener Jahrgänge.
Einiges aus dem Gemeindearchiv.
- B. Druckwerke:** Seifert, Geschichte der Gemeinde Ebnat, 1863.
Hartmann, Das Toggenburg 1877.
Dr. Rüetschi, Witterungsgeschichtliches und Klimatologisches von St. Gallen 1914.
Dr. Rüetschi und Dr. A. Rothenberger, Lage und Klima von St. Gallen und Umgebung 1916.
Manz, Beiträge zur Ethnographie des Sarganserlandes, Zürich 1913.
Inhelder, Die Gemeinde Kappel.
Berlepsch, Schweizerkunde, Braunschweig 1864.
Atlas der Schweiz, geographischer, volkswirtschaftlicher, geschichtlicher.
Brunner H., die Schweiz, geographische, demographische, politische, volkswirtschaftliche und geschichtliche Studie.
Studer J., Schweizer Ortsnamen, Zürich 1896.
Hunziker J., Das Schweizerhaus, Bde. 7—8, Aarau 1905.
Meteorologische Annalen, verschiedene Jahrgänge.
Schlatter S., Vom Bauernhaus.



Taf. 1.



Almen (Gemeinde Wattwil). Tätschhüslkolonie in windgeschützter Lage unterhalb des Waldes. Sämtliche Häuser mit Giebelfront. Überall Webkeller eingebaut.



Tätschhüsli in der Weid, mit Giebelfront. Giebelseite unten verschalt, oben einen Blockbau, Traufseite verschindelt. Primitives Klebdach. „Chaßestege“. Webkeller. Als Wetterschutz hinten der Schopf angebaut, ebenfalls auf einer Traufseite.



Haus in Ebnet mit Guggere.



Bauernhaus mit Wohngebäude und angebautem Gaden mit gleicher Firstrichtung. Derselbe überragt das Wohnhaus um ca. 1 m. Unter der Wohnstube befindet sich der Webkeller.



Altes „Tätschüsli“ in Buchen mit Trauffront. Webkeller eingebaut.
Wohnhaus und Ökonomiegebäude mit Kreuzfirst verbunden.